

---

# **Schreibwettbewerb 2017/18**

Kollegium Spiritus Sanctus Brig

# Klassement des Schreibwettbewerbs 2017/18

## Kategorie A

- |           |                        |                         |
|-----------|------------------------|-------------------------|
| 1. Preis: | Schwarz                | Stefanie Kuster, 1B     |
| 2. Preis: | Traum und Wirklichkeit | Sarah-Maria Heldner, 1E |

## Kategorie B

- |           |                           |                    |
|-----------|---------------------------|--------------------|
| 1. Preis: | Zwischen zwei alten Damen | Jasmin Marte, 2B   |
| 2. Preis: | Bis zum Anschlag          | Anina Salzmänn, 3A |
| 3. Preis: | Winterzauber              | Samuel Kehl, 3D    |

## Kategorie C

- |           |                        |                      |
|-----------|------------------------|----------------------|
| 1. Preis: | Das gelbe Vorstadthaus | Anika Ruppen, 5B     |
| 2. Preis: | Spiegelbilder          | Laila Zurbriggen, 4G |
| 3. Preis: | Game Over              | Tim Krappel, 5D      |

# Sponsoren des Schreibwettbewerbs 2017/18



**Kulturkommission  
Brig-Glis**



**N'art**  
KuKo Naters

Kulturkommission der Gemeinde Visp

Rottenbund

Walliser Kantonalbank

**ATELIER SUMMERMATTER RITZ**  
ARCHITEKTEN ETH SIA  
FURKASTRASSE 7  
3900 BRIG  
SCHWEIZ  
www.summerrmatterritz.ch  
info@summerrmatterritz.ch



**PLAN 1**  
SCHWEIZ 

Ein besonderer Dank gilt dem Team der Gemeindebibliothek Naters um Marisa Murmann, dank deren herzlicher Gastfreundschaft wir zum wiederholten Mal unsere Lesung dort veranstalten dürfen, sowie den Musikern von „Blatterhorn“, die den musikalischen Rahmen der Veranstaltung bilden.

Einen herzlichen Dank auch an die Schüler und Schülerinnen des Schwerpunktfachs BiG der vierten Klasse unter Frey Hansrüedi für die Gestaltung der Frontseite (Tim Schwander), der Bilderbeiträge (Jeanne Lehmann, Deborah Pfammatter) und der Flyer (Deborah Pfammatter), dem Sekretariats-Team um Priska Stella und dem Rektoratsrat Michel Schmid für die Unterstützung bei der Organisation.

## Jury des Schreibwettbewerbs 2017/18

BA Ammann Stefanie  
Schauspielerin  
Binenweg 5  
3904 Naters

stefania.ammann@gmx.ch

MA Eyer Philipp  
Gymnasiallehrer, Sprachwissenschaftler  
Bühlstrasse 40  
3012 Bern

philipp.eyer@spiritus.ch

MA Imboden Delia  
Journalistin, Kulturvermittlerin  
Gesellschaftsstrasse 72  
3012 Bern

delia.imboden@gmail.com

MA Imoberdorf Andreas  
Sponsoring und Finanzen  
Gymnasiallehrer, Germanist  
Lindenweg 6  
3904 Naters

andreas.imoberdorf@spiritus.ch

lic. phil. hist. Knubel Dominik  
Gymnasiallehrer, Journalist  
Zenhäusergasse 34  
3935 Bürchen

dominik.knubel@berufsbildung-vs.ch

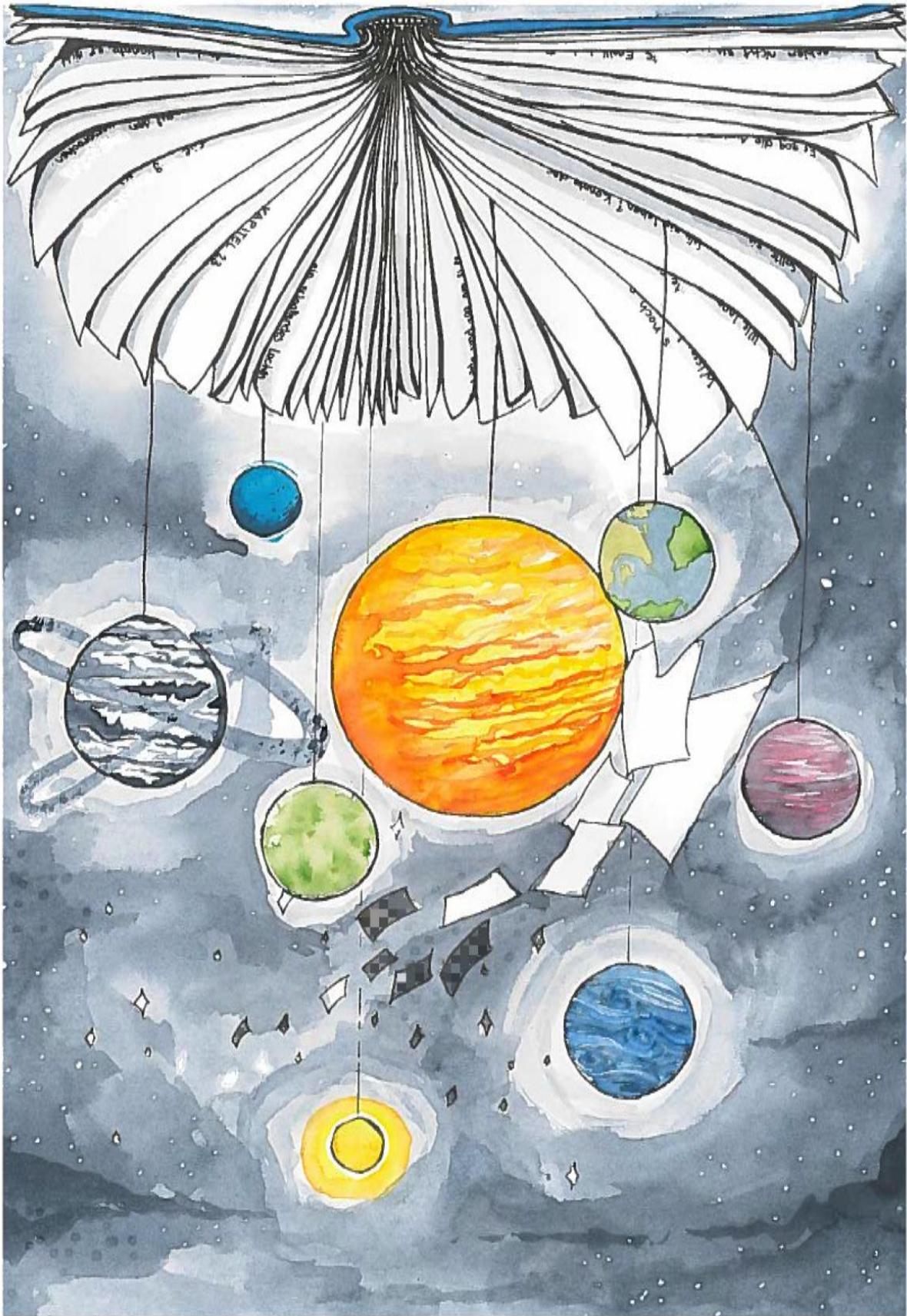
Dr. Meyenberg Roger  
Gymnasiallehrer, Literaturwissenschaftler  
Ringstrasse 51  
3951 Agarn

roger.meyenberg@spiritus.ch

MA Scheuber Christian  
Jurypräsident  
Gymnasiallehrer, Germanist  
Blattenstrasse 23  
3904 Naters

christian.scheuber@spiritus.ch

Die Texte der Preisträgerinnen und Preisträger erscheinen in diesem Dossier so, wie sie von denselben eingereicht worden sind.



# 1. Preis

## Kategorie A (1. Klassen)

### Stefanie Kuster, 1B

#### Schwarz

Stefanie Kusters Kurzgeschichte ‚Schwarz‘ beginnt – in medias res – mit dem Erzähler, der von einer Klippe ins Meer springt und schon kurz darauf mithilfe einer erzähltechnischen Dehnung dem Leser Einsicht in dessen Innenleben gewährt. Von Grauen und Bedauern bis zu Resignation ist eine weite Bandbreite menschlicher Emotionen in diesen ersten wenigen Sätzen vertreten.

Wie den Erzähler ins Wasser lässt die Autorin anschliessend den Leser in das Freudsche Unbewusste eintauchen, indem sie mehrere Symbolebenen geschickt verbindet. Die Farb- und Lichtsymbolik („schwarz“ vs. „Licht“, „dunkel“ vs. „hell“) und Oben-Unten-Metaphorik („Meeresgrund“ vs. „Wasseroberfläche“) wird mit dem Jungschen Archetypus „Wasser“ verknüpft, der in diesem Text ambivalent – sowohl als Lebenselixier wie auch als todbringendes Element – gelesen werden kann.

Durch die explizit graphische Beschreibung des Horrors in der Totenwelt, virtuos durchmischt mit der schon erwähnten Symbolsprache, entsteht ein erzählerischer Spannungsbogen, der schlussendlich auf Freuds anthropologisches Konzept des Lebens- und Todestriebs – „Eros“ und „Thanatos“ – hinausläuft.

Obschon stellenweise Konventionen der Horrorliteratur erkennbar sind, geht Kusters Text über diese Banalitäten hinweg und thematisiert die Grundelemente der menschlichen Psyche: das Bewusstsein losgelöst von Raum, Zeit und Materie und den Tod als letztes Tabuthema der modernen Welt.

Roger Meyenberg

## Schwarz

Ich fiel und das eindeutig zu schnell – Als ich mit Kevin und James auf dem Weg zur Klippe war, dachte ich noch, es wäre eine gute Idee. Auch als ich aus dem Auto stieg und zum Rand der Klippe lief. Ja, sogar noch dann, als ich nur noch in der Badehose kurz vor dem Absprung auf dem mindestens 20 Meter hohen Felsvorsprung stand. Aber seit ich mich abgestossen hatte und nun kopfvan dem Wasser entgegenraste, fand ich die Idee grauenvoll. Mir tat es so leid, dass ich nicht auf die Anderen gehört hatte und jetzt dem sicheren Tod entgegenraste und nichts, rein gar nichts tun konnte, um den Fall ein wenig abzubremsen und nicht mit voller Wucht auf die rauschenden Wellen unter mir aufzutreffen. Ich bereitete mich auf den Aufprall vor und wollte die letzten paar Sekunden, die mir in diesem Leben noch blieben, möglichst genau aufnehmen. Ich konnte den Aufschlag aufs Wasser und die darunter verborgenen Felsen schon fast spüren. – Und dann war alles schwarz. –

Ich wartete auf das bekannte Licht am Ende des Tunnels, aber es kam nicht. Vorsichtig öffnete ich die Augen und hatte das Gefühl, gleich nochmals vom Felsen zu fallen, denn so hatte ich mir den Himmel sicher nicht vorgestellt. Alles um mich herum war schwarz, abgesehen von einer Fackel an der Wand, welche für ihre Grösse eigentlich viel mehr Licht hätte abgeben müssen, und einem kleinen Knopf fast genau gegenüber dieser ominösen Fackel. Ganz langsam bewegte ich mich erst zur Fackel hin und danach zu diesem kleinen Messingknopf – Ich drückte ihn und zum zweiten Mal wurde alles schwarz. – Als ich erneut die Augen öffnete, war es immer noch dunkel, aber ich konnte nun wesentlich mehr sehen und erkennen. Ob es daran lag, dass es wirklich heller geworden war, oder sich nur meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte ich nicht eindeutig sagen. Schemenhaft konnte ich in weiter Ferne eine Person ausmachen, aber ob dies wirklich eine Person war, oder mein totes Ich mir einen Streich spielte, wusste ich nicht. Ich lief auf die Gestalt zu – immer schneller und schneller – so schnell, dass ich das Gefühl hatte, ich würde fliegen. Aber je schneller ich rannte, desto mehr rückte die Gestalt von mir weg. Ich schrie, schrie immer lauter, schrie mir fast die Seele aus dem Leib, aber die Gestalt blieb nicht stehen. Aus dem Nichts stand plötzlich etwas vor mir und ich knallte mit voller Wucht dagegen. Beim Blick nach oben taumelte ich instinktiv zurück. Eine schreckliche Fratze schaute mir unter einer Kapuze entgegen und erschreckte mich. Eine fürchterliche Narbe zog sich quer übers Gesicht. Augen, die zu so schmalen Schlitzen verengt waren, so dass man eigentlich nichts mehr sehen konnte, musterten mich mit Argwohn. Von nichts auf gleich setzte sich die Gestalt wieder in Bewegung und ich trottete ihr, wie von Geisterhand geführt, nach. Nach gefühlten Stunden langen Laufens und Schweigen brach dieser komische Typ endlich die Stille und wollte von mir wissen, weshalb ich in seinem Reich war. Ich konnte mir ein höhnisches Grinsen nicht verkneifen und antworte: „Ich glaube nicht, dass der Himmel dein Reich ist.“ Er ging nicht auf meine Bemerkung ein, sondern wiederholte nur seine Frage, aber dieses Mal wesentlich gereizter. Ich schilderte ihm alles ganz genau, bis zu dem Zeitpunkt, als ich in ihn hineinrannte. Bewusst liess ich aber immer wieder Bemerkungen fallen, dass ich mir den Himmel komplett anders vorgestellt hätte. Als ich verstummte, erhielt ich weder Antworten auf meine gestellten Fragen, noch fiel irgendein Kommentar. Doch dann fing das Gepolter an. Nur leider verstand ich kein Wort von dem, was er sagte, aber es konnte nichts Gutes heissen. Zum ersten Mal, seit ich jetzt an diesem Ort war, schaute ich genau auf die Umgebung und da fiel mir auf, dass der ganze Ort über und über mit Leichen übersät war. Von dem Moment an, als ich die Fratzen-gestalt wirklich verstehen wollte, konnte ich auch nachvollziehen, was für Worte sie mir an den Kopf warf. Sie schrie immer und immer wieder: „Du gottverdammter Idiot! Dies ist nicht der Himmel! Du kannst zurück, du musst es nur wollen!“ Vor Schreck zuckte ich zusammen, denn das, was ich gerade gehört hatte, brachte mich komplett aus der Fassung. „Was?“, fragte ich, „Ich kann zurück?“. Jetzt verstummte die Gestalt und erwiderte nur: „Ja, du musst es nur von ganzem Herzen wollen. Dies ist der Punkt, an dem du dich entscheiden musst, ob du leben oder endgültig sterben willst.“ Ich stand

unter Schock und dachte über das eben Gehörte nach. Klar wollte ich zurück, ich wollte nichts mehr, als wieder zu leben. Ich sah gerade noch, dass der Typ mir gegenüber noch etwas sagen wollte, aber ich konnte ihn nicht mehr verstehen, denn es wurde wieder einmal alles schwarz um mich herum.

Als ich dieses Mal meine Augen öffnete, befand ich mich unter Wasser. Aber ob ich lebte oder endgültig tot war, war mir nicht bewusst. – Klar wollte ich weiterleben, aber ob ich es mir von ganzem Herzen gewünscht hatte, konnte ich nicht zu 100 Prozent bestätigen. – Jetzt erst merkte ich, dass ich auf dem Meeresgrund sass, auf den ich vor einigen Sekunden, einer Minute oder sogar einer Stunde zugerast war. Das musste also bedeuten, dass ich noch oder wieder lebte. Aber im selben Atemzug fiel mir auf, dass ich gar nicht das Verlangen nach Sauerstoff hatte. Also musste ich tot sein, dachte ich mir. Ich hatte Angst – mehr Angst als je zuvor in meinem Leben. Aber meine Angst konnte mir auch nicht eindeutig beantworten, ob ich tot oder am Leben war. Ich nahm allen Mut zusammen, stiess mich vom Boden ab und stieg in Richtung Wasseroberfläche empor.

## 2. Preis

### Kategorie A (1. Klassen)

## Sarah-Maria Heldner, 1E

### Traum und Wirklichkeit

In Sarah-Maria Heldners fünfseitiger Kurzgeschichte Traum und Wirklichkeit ist die Fantasywelt Trumpf. Die anfängliche Familienszene, in der Xenia ihre Schwester, die Hauptfigur, Lilith, auskitzelt, lässt die Leser noch nichts Böses erahnen. Doch schon bald wird man in eine blutrünstige Geschichte, in ein Spiel zwischen Gut und Böse, hineingerissen. Denn für Lilith steht eine Reise nach Rakshasar an. Ein Land, von dem „man sagt, dass dessen Bewohner, die Nyx von unglaublicher Wildheit und Blutdurst geradezu strotzen, dass jede Schönheit ein tödliches Geheimnis berge und, dass jeder, der einmal dort gelebt habe, nie mehr derselbe gewesen sei.“

Eine Verschnaufpause ist den Lesern nach dem ersten Abschnitt nur noch selten vergönnt. Mit viel Spannung und einem rasanten Erzähltempo wechselt Heldner zwischen verschiedenen Szenen. Brutal geht es zu und her, mit echten und erträumten Schlachten, Intrigen, Verwirrspielen und Herzschmerz. Sehr bildhaft fühlt sich Heldner in die verschiedenen Charaktere und in die detailreich beschriebene Fantasywelt ein. Beim Lesen flackern nicht nur die Figuren, sondern auch die blutüberströmten Schauplätze immer wieder vor dem inneren Auge auf. Gespannt fiebert man mit den Figuren mit. Wer tarnt sich nur als Schaf im Wolfspelz und wer ist nun der wahre Bösewicht? Das offene Ende der Kurzgeschichte schliesslich ist ein strategischer Schachzug. Es macht Lust auf Mehr. Gut könnte man sich die ganze Geschichte auch als Drehbuch für eine neue Netflix Serie vorstellen. Wird Lilith es schaffen den Frieden zwischen den Welten wiederherzustellen?

Delia Imboden

## Traum und Wirklichkeit

«Hör auf!», schrie ich nach Atem ringend, während Xenia, meine kleine Schwester, mich heftig durchkitzelte. «Nein, solch eine Gelegenheit kriege ich nicht nochmals!», kicherte sie. Mein von unserem Geschrei neugierig gewordener Bruder lugte durch den Türspalt und grinste dämlich. «Brauchst du Hilfe, Lilith?», neckte er mich. Zur Antwort warf ich ein Kissen nach ihm. Lässig fing er es auf und schlenderte zu uns herüber. Xenia beendete ihre Kitzelattacke und ich setzte mich langsam auf. Als ich meine Geschwister sah, stiegen mir Tränen in die Augen, denn heute war der letzte Tag, an dem wir zusammen sein konnten. Heute Abend wird mich die Garde, eine Organisation, die für den heiklen Frieden zwischen den Nyx und uns, der Oberwelt, zuständig ist, abholen, sodass ich meine Reise nach Rakshasar antreten kann. Ich erschauerte beim Gedanken an diesen Ort; man sagte, dass dessen Bewohner, die Nyx, vor unglaublicher Wildheit und Blutdurst geradezu strotzten, dass jede Schönheit ein tödliches Geheimnis berge und dass jeder, der einmal dort gelebt habe, nie mehr derselbe sein werde. Genau dort ging ich hin, um meine Rolle als Irenée, als Friedenswächterin, einzunehmen. Mit hundertfünfzig anderen Mädchen trat ich diese Reise an, um meine Seele mit dem Nyx'schen Gegenstück zu koppeln. Danach können wir ihre Fähigkeiten magischer und körperlicher Natur fast komplett unterdrücken und somit einen zweiten Weltkrieg verhindern. Wenn wir vorher nicht sterben.

Der Zugwaggon schaukelte leicht, doch ich bemerkte es kaum. Noch immer spukten mir die Bilder des Abschieds im Kopf umher: Xenia, die weinte, mein Bruder, der mir einen Kettenanhänger geschenkt hatte, die letzte Umarmung meiner Eltern und die geflüsterten Worte: «Wir sehen uns in drei Monaten, am Besuchswochenende». «Wow, Trübsal blasen kann die Nummer eins ja wirklich gut. Gab das auch Punkte im Ranking?», bemerkte Kiera, meine beste Freundin, und katapultierte mich zurück in die Wirklichkeit. Sie zog mich immer auf, dass ich sie im Schlusstest, der zur Bestimmung unseres Gegenstücks diene, geschlagen hatte. Somit kriegte ich den stärksten Nyx ab, da sonst keiner seine Fähigkeiten unterdrücken konnte. «Hier, eine warme Schokolade», sagte sie sanft und schob mir die Tasse entgegen. Ich bedankte mich und trank, während sie mich aufmerksam musterte. Sie wusste, dass ich dazu neigte, im Selbstmitleid zu schwelgen und war immer für mich da. Schweigend fuhren wir weiter, das Treiben der restlichen Klasse im Hintergrund. Ich schaute aus dem Fenster und betrachtete die Landschaft, die einfach so an uns vorbeischoss und schloss die Augen, als langsam die Nacht hereinbrach.

Um elf kamen wir endlich an. Der Mond war nur eine riesige Silbermünze inmitten der Sterne, welche am Himmel wie die Scherben zerbrochener Träume schienen. Gemeinsam liefen wir einen steinigen Hang zu einem flachen Hügel hinauf. Zum Glück hatten wir schon vor einer Woche unser Gepäck aufgeben müssen, denn das jetzt hier rauf zu schleppen, wäre Wahnsinn. Kiera neben mir hatte wahrscheinlich denselben Gedanken, denn sie lächelte die ganze Zeit, sodass das Mondlicht von ihren Zähnen reflektiert wurde. Oben angekommen, wurden wir von den Kämpfern der Garde, welche uns bis zur Akademie in Rakshasar beschützen würden, herzlich empfangen. Inmitten der Menge entdeckte ich Caleb. Rasch boxte ich mich durch das Volk, was mir einige Beschimpfungen und Mittelfinger einbrachte, doch schliesslich gelang ich zu ihm. Er nahm mich in die Arme. «Hi!», er musste das Wort brüllen, damit ich ihn verstehen konnte. «Wie es dir geht, frage ich besser nicht», fügte er schelmisch hinzu. Ich musste grinsen. Caleb kannte mich zu gut, viele hielten uns für ein Pärchen, so sehr waren wir einander vertraut. Kurz darauf rief Admiral Finley, wir sollten uns zu unseren Zelten begeben, um noch ein paar Stunden schlafen zu können. Der Aufbruch in das ferne Land sei um ein Uhr nachmittags.

*Ein plötzliches Knacken riss mich aus dem Schlaf. Aufmerksam sah ich mich um, als es zum zweiten Mal knackte. Vorsichtig nahm ich meinen neben mir liegenden Dolch und schlich aus dem Zelt. Die Feuerstätte war verlassen, kein Krieger der Garde patrouillierte. Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht. Leise begab ich mich zum Quartier der Kämpfer. Dort angekommen liess ich meinen Dolch fallen, mein Gesicht erstarrte zu einer Maske des Schreckens, als ich die Szene vor mir erblickte: Verstümmelte Leichen lagen in ihrem Blut, manche Münder zum Schrei, der niemals ihre Kehle verlassen würde, geöffnet. In diesem Moment hörte ich ein Keuchen hinter Calebs Zelt. Mit klopfendem Herzen lief ich zur Geräuschquelle und sah meinen leichenblassen Freund, der auf dem Rücken lag. Ich stolperte zu ihm und spürte, wie Erleichterung mich durchströmte, sodass das Gemetzel nur noch eine vage Erinnerung zu sein schien. Einzig aus einer kleinen Schnittwunde an der rechten Schulter sickerte Blut, das in der Nacht schwarz schimmerte. Zärtlich strich ich ihm eine dunkelbraune Strähne aus der Stirn, wo sich schon eine Beule formte. Als hätte diese Berührung ihm einen Stromschlag verpasst, setzte er sich rückartig auf, die Hand am Waffengurt. Ich sah, wie sich sein Puls an der Schläfe beruhigte, als er mich sah. «Wir müssen die anderen retten», flüsterte er und kam mühsam auf die Beine. Jetzt holte mich die Wirklichkeit wieder ein, verschwunden war die Erleichterung. «Wer hat das zu verantworten?», fragte ich ihn so leise, dass ich mich selbst fast nicht hören konnte. «Wer wohl?», meinte er sarkastisch. «Diese Nyx...» Der Rest des Satzes ging in einem gurgelnden Geräusch unter. Caleb fasste sich an den Hals, wo ihn ein schwarz gefiederter Pfeil getroffen hatte. Wortlos fiel er zu Boden und ein Schrei bildete sich in meiner Kehle, als ich den Bogenschützen, der hinter Caleb gestanden hatte, erblickte. Sein rabenschwarzes Haar bildete einen dunklen Heiligenschein um sein von den Schatten verborgenes Antlitz. Mit einem langen, schwarzen Mantel bekleidet, stand er im Mondenschein. Das Wappen des Nordens, der brutalsten und stärksten Nyx, schimmerte. Die einzige Farbe an dieser Gestalt waren die saphirblauen Augen, die mich nun kalt musterten. Rasch trat ich einen Schritt zurück und fiel prompt über eine Leiche. Das war zu viel, denn nun schrie ich, schrie, so laut ich konnte, nicht in der Lage meine Hysterie zu verbergen. Der Krieger der Schatten kam näher, als meine Glieder plötzlich mithilfe eines Bannzaubers gegen den Boden gedrückt wurden. Wie benommen registrierte ich die dunkle Flamme in seiner rechten Hand und die schwarzen Tattoos auf seiner hellen Haut. Ein Magier. Selbst die mutigsten Krieger unserer Armee verloren den Verstand bei ihrem Anblick. Keuchend probierte ich mich aufzusetzen, um wenigstens zu versuchen, mich zu verteidigen. Kläglich scheiterte ich. Als der Krieger endlich bei mir angekommen war, ging er in die Hocke und beugte sich vor. Ein Duft von Meer und Feuer wehte mir entgegen und ganz leise vernahm ich seine Worte an meinem Ohr...*

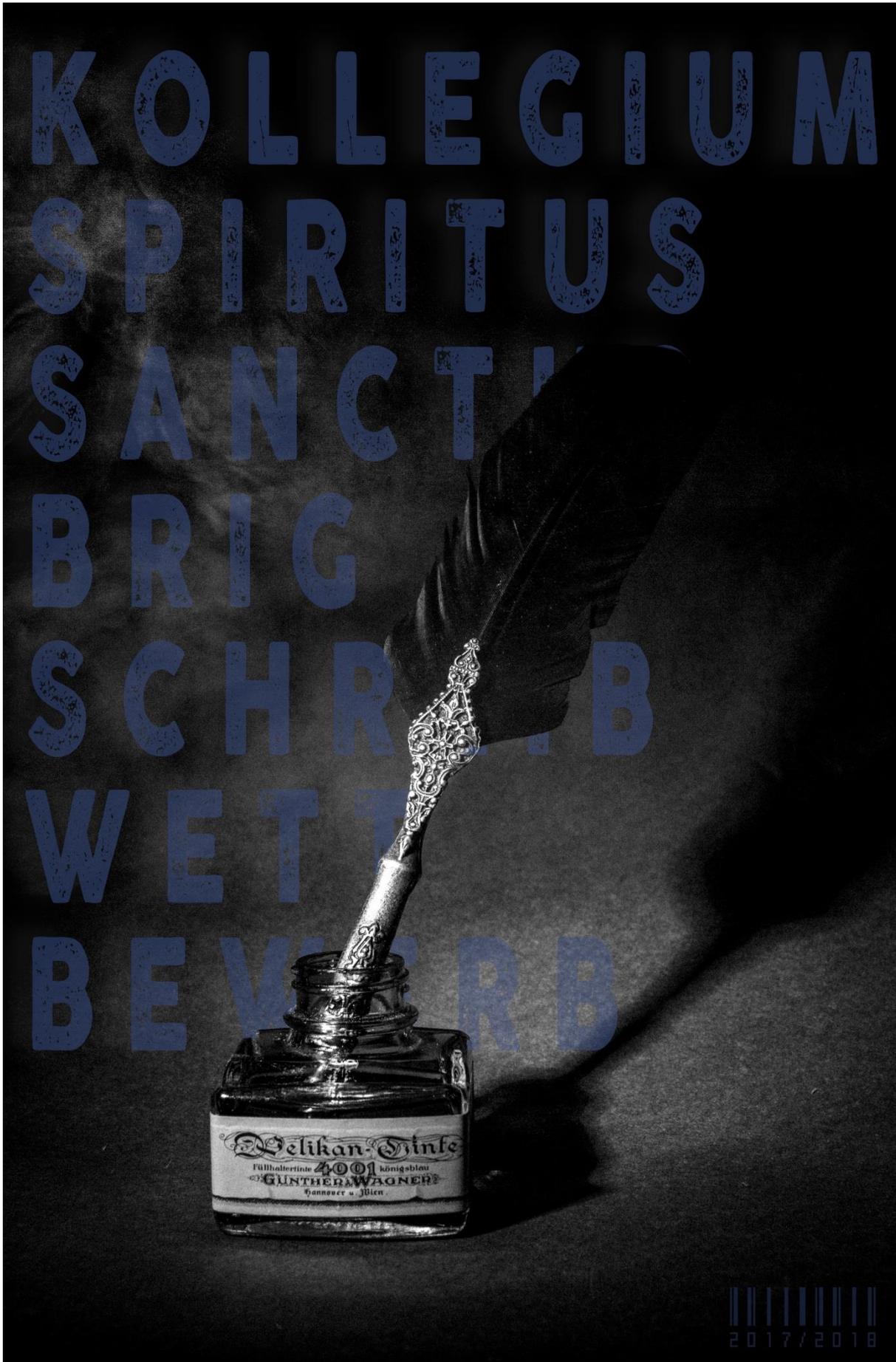
Schweissgebadet wachte ich auf. Diesmal endgültig. Nach einem kurzen Blick auf die Uhr zog ich mich rasch an, verliess mein Zelt und probierte mit aller Kraft nicht an die wunderschönen, saphirblauen Augen von meinem Traum zu denken. Wunderschöne, saphirblaue Augen? Im Geiste verpasste ich mir eine Ohrfeige. Ich beschloss, diesen absurden Gedankengang auf die Nervosität zu schieben.

Da es schon zehn vor elf war, ging ich direkt zum Gipfel des Hügels. Bald sollte der Magier der Nyx eintreffen und das wollte ich mir nicht entgehen lassen. Oben angekommen, sah ich meine Freundinnen, setzte mich zu ihnen ins taufeuchte Gras und gemeinsam redeten wir, während langsam die anderen Mädchen und die Kämpfer der Garde eintrudelten. Die Stimmung veränderte sich spürbar, je weiter die Zeit fortschritt. Um fünf vor elf stellte sich Caleb neben mich. Froh über seine Anwesenheit drückte ich seine Hand. Immer wieder sah ich die Gestalt meines Traumes vor mir, welche vielleicht in ein paar Minuten das Tor zu Rakshasar öffnen würde. Die langsam aufkeimende Panik raubte mir fast den Verstand. Caleb schien mein Unwohlsein auf die Nervosität zu schieben, denn er tätschelte unbeholfen meinen Rücken. Diese kleine Geste sorgte dafür, dass meine Panik langsam abebbte, bis sich die Luft vor uns kräuselte, sodass ein Portal entstand, auf welches die Kämpfer mit ihren halbautomatischen Waffen zielten. Die Luft vibrierte von der freigesetzten Energie. Alle hielten den Atem an, als das Portal schwarz wurde und ein junger Mann hinaustrat. Jeder Zug seines Antlitzes

schien mir so vertraut, als hätte ich ihn schon mal gesehen. Doch sobald ich mich zu erinnern versuchte, entglitt mir das Bild. Er trug einen grossen schwarzen Mantel mit Silberelementen und eine schneeweisse Hose. Sein rabenschwarzes Haar wogte in der leichten Brise, seine saphirblauen Augen musterten uns abschätzig und seine Lippen verzogen sich zu einem grausamen Lächeln, als er die Waffen der Garde bemerkte. Er selbst war mit Pfeil und Bogen, sowie verschiedenen Messern und Dolchen bewaffnet. An seinen Füssen knurrte ein riesiger, schwarzer Wolf. Die Stimmung wurde erst gelockert, als Admiral Finley, der das Tier geflissentlich ignorierte, auf den Magier zutrat und ihm die Hand reichte. «Willkommen, Cayden. Ich hoffe, dir geht es gut. Bevor wir den zweiten Teil unserer Reise antreten, lade ich dich ein, einen kleinen Moment hier zu verweilen, um zu rasten.» Der Admiral schien den Magier, Cayden, schon zu kennen, doch seine Miene blieb wachsam. Er wusste nur zu gut, was hier ein Fauxpas anrichten könnte. Doch der Nyx neigte nur den Kopf. «Ein solches Angebot kann ich nur gerne annehmen, Admiral», sagte er mit einem komischen Akzent. Als wäre genau das das Stichwort, nahmen die Kämpfer ihre Waffen herunter. Caleb entspannte sich spürbar und schenkte mir ein strahlendes Lächeln. Nun löste sich die Menge in kleine Grüppchen auf. Als wir gerade aufstehen wollten, liefen der Nyx und der Admiral an uns vorbei. Ein Geruch von Meer und Feuer stieg mir in die Nase und da traf es mich wie ein Blitz: Der Nyx kam mir bekannt vor, weil er in meinem Traum war. Als hätte er meine Gedanken gelesen, drehte sich Cayden zu mir um und zwinkerte mir zu.

Es war fünf vor eins. Ein letztes Mal drehte ich mein Gesicht zur Sonne, um deren warme Strahlen auf meiner Haut zu spüren. Adrienne und ihr Wächter und Freund Paul wurden schon in die andere Welt gebracht. Cayden hatte sich persönlich darum gekümmert, wahrscheinlich, weil er stark genug war, um die Grenze mit anderen Menschen zu überschreiten. Jetzt waren nur noch Kiera, ihr stämmiger Wächter Lewis, sowie Caleb und ich hier. Caleb und ich würden die letzten sein, die das Portal durchschreiten würden. Als Kiera mit ihrem Bodyguard weg war, räusperte Caleb sich plötzlich. «Lilith, ich weiss, dass ich für dich immer nur ein Freund war. Doch für mich warst du immer mehr als das. Der Zeitpunkt ist schlecht, ich weiss. Doch ich ertrage es nicht, dich in Rakshasar, dem Land der ewigen Düsternis zu wissen, ohne dass du weisst, was ich für dich empfinde.» Am Schluss brach seine Stimme. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, da ich seine Gefühle nicht erwiderte. Sein Leid verletzte auch mich und ich hasste mich dafür, ihn so zu verletzen. Aus einem Instinkt heraus legte ich meine Hand auf seine Brust. «Caleb, lass mir Zeit. Vielleicht eines Tages...», hörte ich mich sagen, als mich ein unterdrücktes Lachen herumwirbeln liess. Cayden war schon zurück, doch man sah, dass der Transport meiner Freunde ihm zugesetzt hatte: Seine Augen glänzten fiebrig und seine Haare hatten an Glanz verloren. Und dennoch lachte er, in seinen Augen die Freude über unsere zum Scheitern verurteilte Romanze. Plötzlich wurde ich sauer und marschierte auf ihn zu. Was bildete sich dieser Typ ein? Kam einfach in unsere Welt und freute sich über das Leid der anderen. Als hätte er genau das gewollt, grinste der Mistkerl noch verschlagener. Plötzlich, blieb ich stehen. Meine Wut war verraucht, um einem mulmigen Gefühl Platz zu machen. Was hatte er vor? Wieso schien es, als wolle er, dass ich ihm eine scheuere? Als er den Bogen hob, durchfuhr mich ein namenloses Entsetzten, gemischt mit dem Déjà-vu meines Traumes. Mein Schrei, der darauf folgte, schien Caleb von seiner Erstarrung zu lösen. Als der Nyx den Pfeil schoss, schleuderte er mich hart zu Boden. Doch nicht ich war das Ziel. Zischend flog der Pfeil an uns vorbei, direkt ins Herz des Camps. Kurz danach bebte die Erde und schwarze Flammen züngelten an den Zelten in den Himmel empor. Noch immer fassungslos schaute ich auf das Inferno hinab und wurde erst in die Wirklichkeit zurückgeholt, als ich Schüsse neben mir vernahm. Benommen drehte ich mich um. Was ich sah, liess mir das Blut in den Adern gefrieren. Caleb schoss auf den Nyx, der jedoch von seinen Schatten, die nun seinen ganzen Leib verhüllten und ihre Gestalt nach seinem Willen veränderten, geschützt wurde. Cayden rannte auf Caleb zu, ein mörderischer Ausdruck lag auf seinem Gesicht. Seine Schatten verformten sich zusehends in riesige Schwingen und als Caleb ihn packen wollte, schwang er sich in die Lüfte, um unmittelbar danach hinter ihm zu landen.

Doch damit hatte Caleb gerechnet und duckte sich, als Cayden mit seinem Messer ausholte. Der Kampf dauerte an, keiner schien sich um mich zu kümmern. Ich überlegte fieberhaft, was ich tun sollte, als mein Blick auf ein vor im Sonnenlicht glänzendes Messer fiel. Es musste Caleb rausgefallen sein, als er mich aus der Schusslinie stiess. Langsam schlich ich mich an die Kämpfenden. Mein Herz pochte wie verrückt, doch ich schlich weiter vorwärts, denn lange würde Caleb das nicht mehr durchhalten. Er blutete schon aus zahlreichen Schnitten und ein Pfeil im Schenkel behinderte ihn zusätzlich, verlangsamte seine Bewegungen. Als ich ganz nah war, versteckte ich mich hinter einem Busch. Mir Mut einredend, beobachtete ich den Kampf. Wie konnte ich jemanden verletzen, ohne danach ein schlechtes Gewissen zu haben? Diese Frage wurde ganz plötzlich beantwortet: Cayden flog ohne Vorwarnung fort, bis nichts mehr von ihm zu sehen war. Erleichtert liess ich das Messer fallen und lief zu Caleb. Seine zerfetzten Kleider waren blutdurchtränkt, doch das war mir egal. Ich schloss ihn in meine Arme. Danach liessen wir uns im weichen Gras nieder, um ihn versorgen zu können. Die Schnitte wurden gesäubert, desinfiziert und verbunden. Der Pfeil war schon das grössere Problem. Caleb sass ruhig und beobachtete mich. Als ich den schwarz gefiederten Pfeil herausriss, ging ein Ruck durch seinen Körper. Erstaunt sah ich auf und schrie, als ich einen Dolch in Calebs rechter Schulter sah. Mein Freund fiel um und schon zum zweiten Mal gab er mir den Blick frei auf das reglose Monster, sieben Meter hinter ihm. Wie ein Dämon stand er vor dem nun verbrannten Camp, die Hand noch vom Wurf ausgestreckt. Anders als in meinem Traum schrie ich nicht, sondern zog einen Dolch aus Calebs blutdurchtränkter Jacke und warf ihn. Die Waffe bohrte sich bis zum Heft in Caydens linke Schulter, liess ihn rückwärtstaumeln. Rasch sprang ich auf, legte die Strecke zwischen mir und ihm zurück und riss ihn zu Boden. Nicht mehr Herr meines Körpers, legte ich meine schlanken Hände um seinen sanft geschwungenen Hals und drückte zu. Cayden schien das nur nebenbei zu bemerken. Viel zu sehr war er damit beschäftigt, mich zu mustern. Sein Blick glitt über mein schokoladenbraunes Haar, mein Gesicht und verweilte bei meinen smaragdgrünen Augen. Als hätte ich mich verbrannt, liess ich ihn los. Wollte ich ihn tatsächlich umbringen? Angewidert von mir selbst wandte ich den Blick ab. «Du machst wohl nie, was ich dir sage», murmelte er, «denn sonst wärst du jetzt nicht hier.» Ich blieb stumm, während meine Gedanken in meinem Hirn umherflatterten: Was hatte er mir gesagt? Wann? Von der Neugier getrieben, schaute ich ihn an. Seine saphirblauen Augen musterten mich sanft. «Ich habe dir Träume geschickt. Schon eine Zeit lang. Doch der letzte Traum war eine Warnung...» «Warte», unterbrach ich ihn, «du hast gerade meine Freunde entführt», keine Ahnung wieso, doch ich war mir sicher, dass es so war, «und einen sogar getötet! Wieso sollte ich gerade dir vertrauen?» Reumütig senkte er den Blick. «Dein Freund ist nicht tot und an deiner Stelle würde ich auch nicht trauern, falls es so wäre. Was wäre, wenn dein edler Ritter gar nicht so edel ist, wie du denkst? Oder wenn du seine Abgründe kennen würdest? In deinen Augen bin ich das Monster, doch deine Leute haben mich zu ihm gemacht. Kannst du dir vorstellen, wie es ist in Ketten zu leben, die dich langsam aber sicher umbringen?» Langsam setzte er sich auf. «Du musst mir nicht vertrauen, doch verschliesse deine Augen nicht vor der Wahrheit, so abscheulich sie auch sein mag» Hinter ihm ertönten plötzlich die Sirenen der Polizei, die die Flammen gesehen haben musste. Wie in meinem Traum beugte Cayden sich vor und flüsterte mir etwas ins Ohr. Seine sanften Finger verweilten an meinem Hals, als er die Worte hauchte. Dann kam er auf die Füsse, eilte an Caleb vorbei zum Portal und drehte sich ein letztes Mal zu mir um. In seinen Augen lag das Versprechen, dass wir uns wiedersehen würden und er verschwand im schwarzen Tor zu einer anderen Welt. Erst jetzt sickerten seine geflüsterten Worte in meinen Verstand. Die gleichen hatte er mir im Traume zugeflüstert, doch diesmal gehorchte ich: Ich lief fort, Caleb und das Tor hinter mir lassend. Ich musste zuerst herausfinden, was Cayden mit Calebs Geheimnissen meinte. Mit einem kurzen Blick zurück vergewisserte ich mich, dass die Polizei meinen Freund gefunden hatte. Jetzt brauchte ich nur noch Hilfe, um die Wahrheit und Caydens Absichten rauszufinden, meine Freunde zu retten und den Frieden zwischen den Welten wiederzustellen. Wenn es sonst nichts war.



## **1. Preis**

### **Kategorie B (2. und 3. Klassen)**

## **Jasmin Marte, 2B**

### **Zwischen zwei alten Damen**

Der Titel sagt vieles aus. Es geht in diesem anregenden Text um die Fragen: Wo ist mein Platz? Wo bin ich? Wer bin ich? Wie gehen wir Menschen miteinander um? Und wie reden wir miteinander?

Der Autorin gelingt es mit wenigen Worten, dem Leser/der Leserin vier unterschiedliche Situationen zu zeichnen. Sie beobachtet genau und schildert das Gesehene und das Erlebte in einer klaren, schlanken und pointierten Sprache. Die dabei kreierte Wendungen sind ausdrucksstark und mit der nötigen Prise Salz versehen.

Dieses Gedicht klingt wunderbar in den Ohren. Und es schwingt lange nach. Hören Sie selbst.

Stefanie Amman

## Zwischen zwei alten Damen

Ich sass  
zwischen zwei alten Damen  
im Bus,  
kein anderer Platz mehr frei.  
Für die eine war ich das Kind, als das sie mich gekannt hatte.  
Aber ich war doch kein Kind mehr.  
Für die andere eine Frau, die nie ein Kind war.  
Aber ich war doch noch nicht erwachsen.  
Doch wer war ich wirklich?

Ich sass  
neben dir  
auf dem Boden,  
kein anderer Platz mehr frei.  
Wir redeten miteinander, nebeneinander, aneinander vorbei.  
Du wolltest nicht einsehen, nur gesehen werden.  
Du wolltest nicht zuhören, nur gehört werden.  
Du wolltest nicht verstehen, nur verstanden werden.  
Doch wer warst du wirklich?

Ich sass  
hinter einem Pärchen  
im Konzert.  
Sie sahen nicht mich, sie sahen nicht einander.  
Sie sahen nur Handy.  
Sie dachten nicht nach, sie fragten nur Handy.  
Mehr konnten sie nicht.  
Doch wer waren sie wirklich?

Ich liege  
allein  
im Bett.  
Zuviel Platz frei.  
Ich kenne mich.  
Ich verstehe dich.  
Ich sehe sie.  
Ich weiss, wer ich bin.  
Das bin ich wirklich.

## 2. Preis

### Kategorie B (2. und 3. Klassen)

## Anina Salzmann, 3A

### Bis zum Anschlag

Leistungsdruck. Eine Thematik, die in unseren Breitengraden kaum jemanden kalt lässt. Von vielen kritisiert und doch von vielen praktiziert. Mit ihrer Kurzgeschichte „Bis zum Anschlag“ erfasst die Autorin Anina Salzmann den aktuellen Zeitgeist, nachdem sie sich im vergangenen Jahr mit dem zeitlosen Thema Tod beschäftigt hat.

Texte in der Ich-Form zu schreiben ist sehr gewagt. Lauert doch stets die Gefahr, bei der Leserschaft egozentrisch oder sogar arrogant zu wirken. Dass solche Texte jedoch ihre Berechtigung haben, zeigt diese Kurzgeschichte. Gekonnt stellt die Autorin das Thema Leistungsdruck in den Vordergrund und nicht sich selbst. Die Ich-Formulierungen dienen lediglich dazu, eine direkte Verbindung zwischen dem Ich des Lesers und der Thematik herzustellen, denn jeder könnte dieses Ich (gewesen) sein.

Schreiben ist nicht nur schreiben. Schreiben ist auch zeichnen. Mit der szenischen Einleitung des mechanischen Schwimmens symbolisiert die Autorin einerseits den permanenten Leistungsdruck, andererseits kreierte sie damit in den Köpfen der Leserschaft stimmungsvolle Bilder. Sich dem Text nun zu entziehen, ist nicht mehr möglich.

Anschliessend, während der Steigerung hin zum Anschlag, zur Stille, beweist die Autorin dann ihr Gespür für Rhythmus. Ideal komponiert sie da lange und kurze Sätze, beschleunigt den Text bis zum Höhepunkt und tritt dann voll auf die Bremse. Schreiben ist nicht nur schreiben. Schreiben ist auch komponieren.

Der gebrochene Mensch in den Händen des rettenden Vaters. Der Schluss. Die Katharsis. Noch einmal zeichnet die Autorin ein starkes Bild. Anina Salzmann, herzliche Gratulation!

Dominik Knubel

## Bis zum Anschlag

Kopfüber sprang ich ins kühle Nass unseres Pools. Ich tauchte unter und mit mir die ganze Erschöpfung des Schulalltags. Das Wasser plätscherte in meinen Ohren, während ich unzählige Runden drehte. Mein Körper führte von allein die gewohnten Bewegungen aus und immer wieder drehte ich den Kopf zur Seite, um die frische Luft tief in meine Lungen zu ziehen. Der Sauerstoff schenkte mir neue Energie und belebte jede einzelne Körperzelle. An meinen Händen hatte sich vom vielen Wasser schon bald eine richtige Fischhaut gebildet, trotzdem schwang ich meine Arme kräftig durch die kleinen Wellen. Ich spürte kaum, wie meine Füsse zappelten. Beinahe mechanisch schwamm mein Körper durch die flüssige, kühle Masse. Da berührte meine Hand die Wand, ich zog die Beine an, drehte und stiess mich kräftig ab. So schwamm ich ununterbrochen weiter, pausenlos, endlos. Ich bewegte mich stets im gleichen, schnellen Rhythmus vorwärts. Runde um Runde, rauf und runter.

Das Blut dröhnte in meinen Ohren, mein Herz pochte, mein Körper kam langsam an die Grenzen seiner Belastbarkeit. Alles immer auf Höchstleistung programmiert. Doch mein Verstand nahm all dies nicht wahr. Er konzentrierte sich nicht, war gar nicht richtig bei der Sache. Körper und Geist schienen sich langsam voneinander zu trennen.

Mein Kopf füllte sich mit Gedanken – unzähligen, stürmischen Gedanken. Sie sprangen hin und her, wild und ungezähmt, formten sich zu Silben, Wörtern und Sätzen. Wie Wellen schlugen sie über meinem Geist zusammen. Sie überrumpelten ihn. Gleichzeitig tauchte, wie ein pulsierendes Gewitter, immer wieder die Melodie eines aktuellen Liedes in meinen Gedanken auf. Dieser Ohrwurm verfolgte mich seit Tagen.

Viele tausend Bruchstücke von Erinnerungen und lauter unbeantwortete Fragen schossen mir durch den Kopf. Und diese verflixte Melodie brachte das Fass (sprich mein Gehirn) zum Überlaufen. Mein Haupt lud sich wie elektrisch auf, alles wurde ständig lauter, schneller, hektischer – in mir brach ein zerstörerisches Chaos aus. Ich fühlte mich, als ob man meine Gedanken wie bei einem Radio immer weiter aufdrehen würde. Es gab kein Entrinnen. Ich verlor jegliche Kontrolle, unfähig dem Ganzen ein Ende zu setzen, es zu stoppen. Der fürchterliche Lärm in meinem Inneren war kaum mehr auszuhalten. Mein Kopf drohte zu platzen und mein Gehirn zu bersten. Der Druck war enorm, riesengross... Bis zum Anschlag – Päng!

Stille. Es war seelenruhig. Kein Ton, kein Licht... Ich fühlte nichts mehr. Ich dachte nichts mehr. Ich war nicht mehr. Stille.

„Liebling“, von ganz weit her hörte ich die zitternde Stimme meines Vaters. Er redete beruhigend und dennoch verzweifelt auf mich ein. Vorsichtig öffnete ich die Augen. Grelles Sonnenlicht drang durch die Spalten meiner zusammengekniffenen Lider und liess mich blinzeln. Ich hustete, drehte mich zur Seite und würgte chlorhaltiges Wasser hervor. Mein Kopf dröhnte wie die Motoren eines Flugzeugs. Stechender Schmerz breitete sich über meinen Schädel aus. Ich spürte, wie sich oberhalb meiner Stirn eine riesige Beule bildete. In mir brummte es gewaltig. Doch langsam kam ich wieder zur Besinnung.

Mein Vater zog mich vom Boden auf seinen Schooss und schenkte mir eine liebevolle Umarmung. „Was ist passiert?“, fragte ich verwirrt.

„Psst, langsam... Ich habe dich gerettet. Du warst kurz ohnmächtig, als du im Pool mit dem Kopf gegen die Wand gestossen bist. Wie fühlst du dich?“ Statt ihm zu antworten, drückte ich mich noch fester an seine Brust. Es tat unheimlich gut, geborgen in seinen Armen zu liegen. Wie ein Kleinkind kuschelte ich

mich an meinen Vater. Er spendete mir Halt. Seine Anwesenheit liess mich in meinem Innersten wieder ruhig werden.

„Du hast dir wohl zu viel zugemutet“, sprach mein Vater ganz sachte auf mich ein. „Du musst nicht immer alles perfekt machen – nicht immer die Beste sein. Auch du brauchst einmal Ruhe und Erholung.“ Seine Worte regten etwas in mir. Meine Hektik legte sich allmählich und ich konnte meinem Vater zustimmen. Ich sah ein, dass es im Leben nicht nur um Leistung und Perfektion geht. Der Sinn liegt vielmehr darin, es auch zu geniessen. Ich zog die feuchte Sommerluft tief in meine Lungen. Langsam begann ich loszulassen vom alltäglichen Stress, dem ständigen Druck, den stets höher gesetzten Erwartungen. Ich liess alle Anspannung hinter mir.

Erst, als mein Vater mit dem Handrücken über meine Wangen wischte, wurde ich mir meiner Tränen bewusst. Sie kullerten ununterbrochen über mein Gesicht. Ich hielt sie nicht zurück. Jeder einzelne Tropfen, der aus meinen wässrigen Augen rann, wusch mich ein Stückweit von meinen Alltagsorgen rein. Ich schluchzte und wimmerte nicht.

Es waren Tränen der Befreiung, die ich viel zu lange aufgehalten hatte.

## 3. Preis

### Kategorie B (2. und 3. Klassen)

## Samuel Kehl, 3D

### Winterzauber

Der Text „Winterzauber“ von Samuel Kehl hat zwei Dimensionen. Auf der einen Seite ist da diese märchenhafte Naturschilderung, die einerseits explizit beschrieben wird, andererseits auch immer wieder zwischen den Zeilen durchschimmert und sogar teilweise mit dem lyrischen Ich verschmilzt und damit personifiziert wird. Die Beschreibung eines Wintertraums, die jeder Werbebroschüre unserer Tourismusregion gut stehen würde. „Ins Herz gemeisselt“, sozusagen.

Auf der anderen Seite ist da ein getriebenes, erlebendes Ich, welches in krassem Gegensatz zu diesem harmonischen Bild steht. Hier sehen wir Kontrollverlust, Lähmung, Haltlosigkeit, Orientierungslosigkeit bis hin zur Verneinung der Existenz an sich. Nur die Asche beweist, dass da überhaupt etwas gewesen ist in diesem unendlichen Chaos. Nachdem Zauber und Schein verflogen sind, bleibt die Erkenntnis, dass wir existent sind. Eine Existenz, für die wir selber die Verantwortung tragen. So wird das hilflos durch den Winterzauber wandernde Objekt wieder zum handelnden Subjekt, dessen Spuren sich im Schnee dieser Winterlandschaft erkennen lassen.

Christian Scheuber

# Winterzauber

Es schneit.

Ich habe komplett die Kontrolle verloren.

Ich bin nicht einsam, denn ich bin alleine.

Die Schatten, die mein Körper wirft, beginnen zu tanzen. Ich vermag nicht zu sagen, ob ich mit ihnen mittanze.

Ich setze meine Spur in den Schnee. Ein winziger Ausschnitt meines Lebensweges wird ersichtlich, als ich zurückblicke. Ich blicke zurück und schaue auf die Biografie meiner letzten Minuten. Sie zeigen die Spuren eines Mannes, welcher lediglich versucht sich auf den Füßen zu halten.

Die Vergänglichkeit all unserer Taten wird mir schlagartig wieder vor Augen geführt.

Wie diese Fussspuren im Schnee werden wir einmal vergehen, ohne jeglichen Beweis für unsere Existenz. Der Schnee zu einem kleinen Rinnsal, wir zu Asche.

Gerade hatte ich meinen Sinn noch klar vor Augen, wie eine der kleinen Schneeflocken, welche kurz vor meinem Gesicht heruntanzte. Nun ist er weg, verschwunden in der Nacht. Fast schon als wolle er meine Versuche, mich auf den Beinen zu halten, verspotten.

Nun bewegen sich meine Schatten nicht mehr, nun bin ich am Tanzen.

Kleine unbeholfene Schritte. Der Boden gibt durch das Schwanken den Takt an.

Ich bewege mich wie meine Gedanken, haltsuchend, orientierungslos.

Weder meine Schritte noch meine Gedanken vermag ich zu kontrollieren.

Die Kälte lähmt meinen Körper doch beflügelt meinen Geist.

Meine Gedanken fliegen wie die Schneeflocken umher. Unzählbar, unmöglich zu sagen woher sie kommen.

Ich strecke die Hand aus, will einen dieser Gedanken weitertragen, ihn zu etwas GROSSEM heranwachsen lassen. Doch sowie er auf meine Hand aufkommt, schmilzt er augenblicklich hinweg. Er verschwindet, und ich weiss, dass er niemals wieder Gestalt annehmen wird.

Ich falle.

Die Arme ausgestreckt als wolle ich den Schnee umarmen; mich ihm ganz hingeben. Der Schnee erwidert meine Umarmung, er umschliesst mich wie ein weicher Mantel.

Ich spüre die Kälte nicht.

Für einen Moment überlege ich mir liegen zu bleiben. Mich vom Schnee zudecken zu lassen, wie eine Mutter abends ihr Kind zudeckt. Mit derselben Zärtlichkeit fällt der Schnee auf mein Gesicht.

Mit meinen Armen und Beinen forme ich die Gestalt eines Engels im Schnee.

Der Winterzauber ist verflogen.

Ich stehe mit durchgefrorenen Gliedern auf und hinterlasse nichts als den engelsgleichen Abdruck im Schnee.

Mir ist klar, dass dies nicht mein letzter Höhenflug war.

Wir sind selber verantwortlich für die Realität, die wir uns schaffen.

Ich habe meine Realität gewählt.



## 1. Preis

### Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

## Anika Ruppen, 5B

### Das gelbe Vorstadthaus

Die Geschichte des gelben Vorstadthauses und des Mannes mit dem Sombrero ist nicht spektakulär. Eigentlich ist sie auf den ersten Blick sogar ziemlich gewöhnlich. Warum wird also dann ein solcher Text ausgezeichnet?

Nun, auf den zweiten Blick offenbaren sich dann die Stärken dieses Textes. Anika Ruppen präsentiert uns hier in einer schönen und poetischen Sprache einen kurzen Blick hinter die Kulissen und lässt uns trotzdem hilflos zurück. Die Autorin abstrahiert und reduziert bewusst, sowohl sprachlich als auch inhaltlich. Und dann, beim Lesen dieses Textes, fühlt man sich plötzlich unwohl, so als würde etwas nicht stimmen, als wäre man in einer Welt von David Lynch gelandet. Der Mann mit dem Sombrero hätte genauso gut in Twin Peaks wohnen können. Das Ende lässt einen ratlos zurück wie „Mulholland Drive“.

„Das gelbe Vorstadthaus“ funktioniert auf verschiedenen Ebenen und es gibt eine Vielzahl an Interpretationsmöglichkeiten. Hier liegt auch eine weitere grosse Stärke des Textes. Er ist weder moralisierend noch betont autobiografisch. Er funktioniert als Gesellschaftskritik, als Coming-of-Age-Text oder einfach „nur“ als Kurzgeschichte und dieser Facettenreichtum war mit ein Grund, den Text als Siegertext der Kategorie C auszuwählen.

Christian Scheuber

## Das gelbe Vorstadthaus

Zum ersten Mal traf ich ihn an einem Sonntag. Es war ein grauer Morgen Mitte November, der Nieselregen tropfte aus den tief hängenden Nebelschwaden und kalter Wind zerrte unermüdlich an meinem warm verpackten Körper. Die Hände tief in den Jackentaschen zu Fäusten geballt strich ich ohne Ziel am Fluss entlang, lauschte dem Knistern der dünnen Blätter unter meinen Sohlen und zog die kalte Luft gierig bis in die Tiefen meiner Lungen. Sie erfüllte mich mit Frische und Vitalität und gleichzeitig machte sich beim Gedanken an warmen Tee und Wintergebäck eine wohlige Wärme in mir breit.

Frost überlagerte die Spitzen der Sträucher am Flussufer und die zarten Blätter, welche noch schwach an ihren Ästen hingen. Bald würden auch sie verdorren und vom Schnee bedeckt werden. Ihre Zeit war abgelaufen.

Während die blühende Natur des Sommers sich ihrem endgültigen Ende zuneigte und sich die Menschen in ihren dunklen Häusern barrikadierten, um Schutz vor der Hartherzigkeit des Winters zu suchen, kroch ich aus meiner inneren Höhle und wagte den ersten tiefen Atemzug. Ich genoss das Schweigen der anderen. Nahm die behagliche Ruhe mit all meinen Sinnen, durch alle Poren wahr und hielt sie in mir fest, klammerte mich an sie, als ob sie mein Leben absichern würde.

In meine eigene Welt vertieft und gedanklich von der Realität abgeschieden wäre ich beinahe ich an ihm vorbeigegangen.

Einfarbig und blass gekleidet kauerte er abseits des Weges, von trostlosen Sträuchern getarnt, sodass er auf den ersten Blick kaum erkennbar war.

Sein Gesicht jedoch war von Falten gekennzeichnet und die Hautfarbe war von der Sonne geprägt worden. Dieselben grauen und weissen Härchen, die als Schnauz auf seiner Oberlippe wuchsen, standen ausgefranst und in kleinen Büscheln von den Seiten des Schädels ab. Das Ganze gekrönt von einem etwas kleingeratene Sombbrero aus hellem Stroh.

Scheinbar hatte er meine Anwesenheit bemerkt und schielte mir misstrauisch entgegen. Für den Augenblick einer Sekunde trafen sich unsere Blicke, seiner eiskalt und durchbohrend, als ob er mich damit aufspießen wollte. Von der Verletzung meiner Privatsphäre eingeschüchtert wand ich mich ab, er verharrte in seiner leblosen Gestalt. Ich setzte meinen angestrebten Weg fort und legte an Geschwindigkeit zu.

Einen Tag später lief er mir in meiner Wohnstrasse über den Weg. Sie lag in einem kleinen, leicht zu übersehenden Viertel, wohin sich niemand unnötig verirrt. Der Nebel hatte sich über Nacht aufgelöst, doch die Strassen waren noch nass. Ich sass am Fenster einer heruntergekommenen Gaststätte und trank meinen morgendlichen kalten Kaffee. Meine Blicke verfolgten die Menschen, die draussen vorbeizogen. Hausfrauen auf dem Weg zum nächsten Billigsupermarkt, Scharen von Hand in Hand gehenden Kindern, überforderte Familienväter und unterforderte Pensionierte. In ihrer Mitte der braungebrannte Mann mit grauem Haar und Sombbrero.

Ich kramte passendes Kleingeld heraus und legte es neben meine noch halbvolle Tasse auf den Tisch, schwang meinen Mantel über und trat auf die Strasse, ohne seinerseits bemerkt zu werden.

Er ging mit einer leichten Krümmung im Rücken und humpelndem Schritt. Ich vergewisserte mich, genügend Abstand zu halten und nahm die Verfolgung auf.

Er hatte etwas an sich, etwas Rätselhaftes, Undurchschaubares, wovon ich auf magische Weise angezogen wurde. Als unübersehbar exzentrischer Mensch war er inmitten dieser masslos normalen und überaus langweiligen Gemeinschaft aufgetaucht, bahnte sich seinen Weg durch sie, ohne bemerkt zu werden. Er fiel auf, hob sich von der Menge ab, und doch wurde ihm keine Aufmerksamkeit geschenkt. Es schien, als würde er nicht wahrgenommen werden.

Ich war ihm in eine unbelebte Seitengasse gefolgt, als er sich von seiner abweisenden, verkrampften Persönlichkeit löste und förmlich aufzublühen begann. Er langte nach dem Hut auf seinem Kopf und hielt ihn fest mit beiden Händen umklammert, während er sich vom Boden abstiess und freudentanzartige Bewegungen ausführte. Die kleinen Schuhe an seinen Füssen landeten in einer tiefen Regenpfütze, eine Welle von Wasser wurde aufgeworfen und ich fuhr erschrocken zusammen. Ich hätte schwören können, leise aufgeschrien zu haben, doch vertieft in sein Element schien er meiner Anwesenheit noch immer nicht bewusst geworden zu sein. Unbekümmert warf er seine Arme hoch über den Kopf, bewegte sich scheinbar schwebend in kreisförmigen Formationen über die gesamte Breite der Strasse und sang ein Lied in einer Sprache, welche ich nicht kannte. Es war von melancholischer Stimmung und widersprach seinem von Fröhlichkeit erfüllten Tanz.

Seine Fantasie ging wörtlich mit ihm durch. Er musste verrückt sein. Vielleicht sah er Dinge, die sonst keiner sah, oder lebte in einer realitätsfremden Welt. Gestörte tauchten immer wieder plötzlich auf, meist dort, wo sie nicht erwartet wurden.

Ich folgte ihm weiter durch leere Gassen und graue Strassen, vorbei an kahlen, traurig aussehenden Reihenhäusern, an Menschen, die ihrem eintönigen Alltag nachgingen und uns keines Blickes würdigten. Einzig ein grauhaariger Greis, welcher mich beobachtete, während ich des Sombbreroträgers wegen vor mich her grinste, schüttelte mit grimmiger Miene den Kopf und wandte sich ab.

Der Mann mit dem Sombbrero stoppte an einem leerstehenden, viktorianischen Einzelhaus. Es war das einzige der gesamten Nachbarschaft, welches keine betrübenden Emotionen in mir auslöste. Seine Schieferfassade strahlte in sonnigem Gelb, die Fensterläden waren in frischem Blau gestrichen und die Fenster von bunten Vorhängen geziert. Es schien Heiterkeit und Lebensfreude geradezu zu versprühen. Der Mann trat durch ein kleines, ins Alter gekommenes Eingangstor in den Vorgarten, wo sich dürre Sträucher, welche einst prächtige Blumen getragen hatten, aneinanderreichten. Das Gras jedoch war gepflegt und so kurz geschnitten, als wäre dort täglich Golf gespielt worden. Während er in der Jackentasche nach dem Schlüssel kramte stieg er das kleine Treppchen zur Tür empor, schloss sie auf und verschwand im Inneren des Gebäudes.

Ich dachte an die Frau, welcher dieses Haus gehört hatte. Sie war in der Woche zuvor an einem angeblichen Schlaganfall gestorben. Ich war davon überzeugt, dass es die Einsamkeit gewesen war, die sich an ihr zu schaffen gemacht hatte. Kein Familienmitglied sei an der Beerdigung anwesend gewesen, bloss ein paar wenige flüchtig Bekannte, welche ein schlechtes Gewissen mit vorgespeltem Betroffenheit zu überspielen versucht hatten. Dass das Haus in der Zwischenzeit wieder neu bezogen worden war, war mir neu.

Im ersten Obergeschoss ging das Licht an und ein Fenster wurde aufgeschoben. Aus dem Inneren des Hauses wurde nun mit einer Mundharmonika ein Lied angestimmt, welches mir aus meiner Kindheit bekannt war. In nostalgischen Erinnerungen schwelgend summete ich gedanklich die Melodie mit, schloss die Augen. Meine Fantasie versetzte mich in lang vergangene Tage zurück, in welchen mein Leben noch unbeschwert gewesen war. Als ich jeden Morgen sorgenlos aus dem Bett gekrochen war, den Tag in vollen Zügen ausgenutzt hatte, als wäre er mein letzter gewesen. Als das Leben noch Spass gemacht hatte. Als ich von niemandem vorgeschrieben bekommen hatte, was für ein Mensch ich zu sein hatte, wie es sich zu verhalten galt. Als es keinen Unterschied gemacht hatte, ob man in die Norm passte oder nicht. Als die Stimmen in meinem Kopf noch geschwiegen und mich leben gelassen hatten. Als ich die Augen wieder öffnete, war die Musik verstummt. Im ersten Obergeschoss brannte kein Licht mehr. Weit und breit keine Spur des Mannes. Zwischen Sehnsucht nach besseren Zeiten und innerlicher Zufriedenheit hin- und hergerissen ging ich den Weg entlang zu meinem Apartment in der hässlichen, grauen Wohnstrasse.

Wochen später, als ich rein zufällig an dem gelben Vorstadthaus vorbeikam, stand ein Lastwagen am Strassenrand. Eine Gruppe von Menschen war dabei, riesige Schachteln und Boxen in das Haus zu

schleppen. Ich näherte mich dem Arbeiter des Umzugsunternehmens und fragte nach dem Mann mit dem Sombrero.

Er sagte mir, dass hier nie ein solcher Mann gelebt hatte.

## 2. Preis

### Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

## Laila Zurbriggen, 4G

### Spiegelbilder

In Anlehnung an Lewis Carrolls «Alice's Adventures in Wonderland» lässt die Jungautorin und letztjährige Preisträgerin des Schreibwettbewerbs Laila Zurbriggen ihre Protagonistin, die 16-jährige Alice, den Blick in den Spiegel wagen. Alice sieht sich und sieht sich dennoch nicht. Sie ist sich fremd und ihr gespiegeltes Ich wirkt verzerrt und nur die strahlend blauen Augen, das Tor zur Seele, sind ihr bekannt. Schon bei E.T.A. Hoffmann finden wir das Augenmotiv im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung mit Realität und Fiktion und damit auch mit der eigenen Identität. Der Autorin gelingt mit ihrem Text eine schöne Darstellung des Identitätsfindungsprozesses, den jeder Teenager kennt.

Mit dem Fall in eine andere Realität, in eine Art Zwischenraum wie es im Text heisst, in dem das eigene Ich erst als Spiegelung, danach sogar in Fleisch und Blut vor Alice erscheint, sezirt die Autorin die Persönlichkeit eines Menschen mit feiner Klinge in einzelne Aspekte, oder eher Fragmente wie Wut, Trauer, Freude und Leidenschaft, um danach mit Hilfe dieser Emotionen die Welt und die Probleme der heutigen Jugend oder auch der ganzen Gesellschaft zu spiegeln. Erst im Zusammenfügen aller Fragmente und erst mit dem Bewusstsein für das richtige Mass, einen Mittelweg, entsteht eine lebendige Alice. Schweissgebadet erwachend wundert sich Alice über ihren Traum. Nun, war es so, dass die Protagonistin dem Wahnsinn verfallen ist oder war alles nur ein Traum? Vielleicht finden wir die Antwort im Film «Alice im Wunderland»:

*Alice: "Glaubst Du, ich habe den Verstand verloren?" Vater: "Ich fürchte, ja. Du bist übergeschnappt, hast eine Meise, bist nicht ganz bei Sinnen. Aber weißt Du was? Das macht die Besten aus!"*

Andreas Imoberdorf

## Spiegelbilder

Das Leben ist schon komisch. Alice sah sich im Spiegel an. Immer und immer wieder, musterte sich von Kopf bis Fuss, probierte das, was sie da sah, zu verstehen. „Wie kann das ich sein?“ fragte sie sich, und tippte mit dem Finger an ihr Abbild. Das Mädchen, das sie dort sah, bewegte sich wie sie, sprach mit ihrer Stimme, ja sah gänzlich aus wie sie - und war irgendwie doch nicht Alice. Ihr eigenes Gesicht war ihr fremd, die Haltung passte nicht zu ihr, alles war eigenartig verzerrt. Einzig und allein die Augen waren ihr bekannt, diese strahlend blauen Augen, die sie da so verloren aus dem Spiegel her anstarrten. Das, was sie da sah, war etwas völlig anderes; etwas, das sie nicht erkannte. Und doch - die Ähnlichkeit war unbestreitbar. Alice wandte sich ab und begann, in ihrem Zimmer auf und ab zu laufen. Warum nur dachte sie so? Sie war doch erst 16 und ihr Leben fing gerade erst an. Doch was war es, das sie so quälte? Alice war schon immer ein nachdenkliches Kind gewesen; seitdem sie einigermassen die Zusammenhänge verstehen konnte hinterfragte sie alles, was man ihr vorsetzte. Warum ist das so, warum passiert dies und das, was ist der Sinn dahinter? Ach ja: der Sinn. Eine Frage, die weder ihre Eltern noch ihre ganzen Lehrer je beantworten konnte; und mit jedem „Ich weiss es nicht“ steigerte sich Alice noch viel weiter in diese Frage hinein. Nachdenklich sah sie auf ihre Uhr. Fast elf. „Zeit fürs Bett“, dachte sie sich und legte sich daraufhin in ihr bequemes, kuschliges Bett, das ihr in solchen Momenten der einzige Trost war. Manchmal, wenn es ihr schlecht ging, wollte sie sich nur noch unter der Bettdecke verkriechen und sich vor der Realität verstecken, sich tief in der warmen Dunkelheit vergraben und nie mehr auftauchen müssen. Dann fühlte sie sich wieder wie ein kleines Kind, das so unschuldig ist, das sich noch nicht in der Welt behaupten musste, das noch keine Verantwortung hat und mit kindlicher Naivität ohne Hintergedanken auf die Welt blicken kann. Sie schlief sofort ein, nachdem sie nur die Augen geschlossen hatte.

Mit einem Ruck schreckte Alice von ihrem Traum auf. Völlig verwirrt versuchte sie sich zu orientieren und warf einen Blick auf ihren Wecker. Fast Mitternacht. „Na toll“, murmelte sie, „gerade mal eine Stunde geschlafen.“ Sie stand auf und lief zur Fensterbank, um sich ein Glas Wasser aus dem Krug zu holen, der auf ihrem Sims stand. In kleinen Schlucken trank sie das Wasser aus und betrachtete währenddessen gedankenverloren die Sterne, die wie blinkende Lichter am Himmel zu schweben schienen. Alice mochte die Nacht; nichts regte sich, alles war friedlich, verschluckt von der undurchdringbaren Dunkelheit, die trotz der manchmal beängstigenden Schwärze irgendwie tröstlich war. Plötzlich nahm sie eine Bewegung im Garten aus den Augenwinkeln wahr und starrte irritiert in die Finsternis. Alice wurde stutzig: sie musste sich irren, dort draussen war doch nichts. Sie schaute noch einmal hin. Doch, da war es wieder! Es war ein Tier, ein kleines Tier... Ein Kaninchen! Ein Kaninchen mit einer... Uhr? Hektisch rannte es von einer Seite zu anderen und gestikulierte dabei wild zeigend auf seine Taschenuhr. Alice rieb sich die Augen, blinzelte, und wandte sich ab. Jetzt war es soweit, allmählich wurde sie völlig irre. Sie wollte sich gerade wieder zurück ins Bett legen und hoffen, dieser Wahnsinn höre von alleine auf, als sie plötzlich eine Stimme nahe ihres Ohres vernahm, kaum mehr als ein Flüstern, aber doch da: „Folge dem weissen Kaninchen.“ Hörte sie jetzt etwa schon Stimmen? Völlig perplex stand Alice wieder auf und goss sich das restliche Wasser aus dem Krug über den Kopf. Jetzt stand sie da, pitschnass und hellwach, und trotzdem war das Kaninchen immer noch in ihrem Garten. Schnell zog sie sich an und eilte hinunter, öffnete zögerlich die Verandatür und trat hinaus ins kühle Freie. Da, da war das Kaninchen! Alice ging mit langsamen Schritten darauf zu, da sprang es auch schon wie vom Hund gebissen auf und verschwand hinter einer Eiche. Neugierig folgte sie ihm. Sie trat hinter die Eiche und - nichts. „Wo ist es hin?“, fragte sich Alice und kniete hin, um nach einem Erdloch zu suchen. Sie tastete den dunklen, nassen Rasen ab, doch da war nichts. Gerade, als sie wieder aufstehen wollte, ertastete sie plötzlich eine Vertiefung. Zögerlich griff sie hinein und suchte nach etwas Kaninchen-Mässigem, als sie prompt den Halt verlor und kopfüber hineinfiel, immer tiefer

und tiefer. Alice fiel, und die Zeit schien anzuhalten, unendlich zu werden, ja gar nicht mehr zu existieren. Immer tiefer fiel sie hinein in das schier endlose Loch, bis sie schliesslich ein Ende unter sich ausmachen konnte. Inständig betend, dass dies alles nur ein Traum war und sie unbeschädigt unten ankommen würde, verschränkte sie die Arme über dem Kopf und wartete auf den Aufprall. Sie öffnete ihre Augen und - nichts. Sie war unten angekommen, ohne Aufprall, ohne es überhaupt zu bemerken. Offenbar war sie wie ein Luftballon zu Boden geschwebt. „Wenn es einen Ort des Wahnsinns gibt, dann habe ich ihn sicherlich soeben gefunden“, dachte sie und schaute sich verdattert in dem Raum um. Wohin sie auch sah, überall waren Spiegel, der Boden unter ihren Füßen, die Wände, ja selbst die Decke, durch die sie gerade gefallen war, bestand gänzlich aus Spiegeln. Abertausende Augen starrten sie aus jeder erdenklichen Richtung an, blinzelten ihr zu und ahmten sie bei jeder Bewegung schon fast herausfordernd genau nach. Langsam ging sie auf eine der Wände zu und tastete nach einem Ausgang - das Problem war, dass da keiner war. Frustriert setzte sie sich auf den scheinbar endlosen tiefen Boden, und betrachtete sich selbst von allen Seiten. Wie schon zuvor am Abend ging es ihr nicht in den Kopf, dass dies sie war, dass diese Person, die sie da anstarrte, wirklich Alice war. „Sieht so aus, als müssten wir abwarten, bis wir aufwachen“, meinte sie zu dem Ich zu ihrer Rechten und zuckte resigniert mit den Schultern. Ihr Spiegelbild starrte zurück - und blieb seelenruhig. Alice stutzte. Selbst wenn dies ein Traum war, man sollte doch meinen, dass grundlegende physikalische Gesetzmässigkeiten wie die Reflexion eines Spiegels gewährleistet sein müssten. Langsam streckte sie ihre Hand aus und berührte sich selbst. Doch anstatt gegen hartes Glas zu stossen, versanken ihre Finger in einem kühlen Nichts, und bevor sie auch nur irgendwie reagieren konnte, wurde sie auch schon in den Spiegel hineingesogen. Als sie eine Sekunde später die Augen aufmachte, befand sie sich in einem dunklen Raum, hinter sich der Spiegel und vor sich ihr Spiegelbild in Fleisch und Blut, das sie nun mit seinen hellen Augen anstarrte. Fasziniert ging Alice langsam auf ihr Ich zu und streckte die Hand aus, um es zu berühren. In dem Moment, in dem ihre Fingerspitzen nur noch einen Millimeter davon entfernt war, tat ihr Abbild etwas, dass sie nicht erwartet hätte: Es fing an zu schreien! Laut und unbändig, ein grausamer Schrei, der in ein zerrendes Kreischen überging, voller Hass, voller Wut und Schmerz. Erschrocken wich Alice zurück, stiess mit dem Rücken gegen den Spiegel, und landete daraufhin wieder in dem Spiegelraum. „Was zum Teufel war das?“ flüsterte sie voller Furcht. „Das, meine Liebe, warst du. Die Wut, die du in dir hast, genauer gesagt“, kam es von einer Stimme hinter ihr. Alice wandte den Kopf - und siehe da, das Kaninchen war wieder da, und es sprach mit ihr! „Wie, Wut? Warum sah sie aus wie ich? Und wer bist du überhaupt?“, erwiderte sie entgeistert. „Wer ich bin - nun, das tut hier nichts zur Sache. Und sie sah so aus wie du, weil sie du ist. Zumindest ist sie ein Teil von dir.“ Das Kaninchen kam langsam auf sie zu. „Alice, ich stelle dir nun eine Frage, und ich möchte, dass du sie ohne selber Fragen zu stellen beantwortest: Weisst du, wer du bist?“. Alice schwieg und dachte nach. Was war das bitte für eine Frage? Zögerlich antwortete sie: „Ja und nein. Ja, in dem Sinne, dass ich in diesem Moment weiss, wer ich bin, und nein, dass ich nicht weiss, wer ich in meinem Leben sein werde. Ist das eine Antwort auf deine Frage?“ „Nun“, sagte das Kaninchen, „genau das hatte ich befürchtet. Ich beobachte dich schon längere Zeit und merke, dass du dir gänzlich unsicher darüber bist, was du für eine Art Mensch sein willst. Genau deswegen habe ich dich hier hinunter gelockt, in die Spiegelwelt, eine Art Zwischenraum, losgelöst von der Wirklichkeit. Was du vorher gesehen hast, war ein Aspekt von dir, ein Teil, oder eine Eigenschaft, nenn es wie du willst. Es war die Wut, die dich quält, wenn du all die Ignoranz und Naivität der Menschen siehst und merkst, dass sich niemand darum schert, wie es anderen geht, dass es niemanden schert, was der Sinn hinter allem ist. Die Wut, die in dir auflodert, wenn du siehst, wie beschränkt und doch bestimmt manche Menschen in ihrem unerträglich kleinen Leben sind. Du bist ein Mensch, der einen Weitblick besitzt. Du siehst, wie die Menschen Tag für Tag im Rattenkäfig ihrem eigenen Schwanz nachjagen, für die das ihr einziger Inhalt im Leben ist und dass sie dabei noch ausserordentlich stolz auf ihren Kleingeist sind, den sie nicht einmal erkennen können. Du hast dich selbst schreien gehört. Weisst du, was passiert, wenn du diese

Wut nicht mässigst? Du schreist und schreist, du schreist gegen eine feste, undurchdringbare Wand der Ignoranz. Und dann, am Ende, wenn du keine Kraft mehr hast, wirst du selber genauso ignorant wie alle anderen auch, und genau dies will ich dir zeigen. Dieser Ort enthält alle Fragmente von dir, die dich ausmachen und ausmachen werden. Sieh mal hier hin“, sagte das Kaninchen und zeigte auf den Spiegel rechts neben ihm. Alice ging näher und betrachtete wieder einmal ihr Spiegelbild. „Das bin ich“, sagte sie, und drehte verwirrt den Kopf ab. Das letzte Ereignis sass ihr noch in den Knochen. „Nicht ganz, schau genauer hin“, meinte das Kaninchen. Alice schaute noch einmal hin. „Was soll ich da schon sehen“, dachte sie, als ihr etwas auffiel. Ihr Spiegelbild weinte. „Was ist mit ihr?“, fragte Alice besorgt das Kaninchen. „Das, werde Alice, ist Trauer. Sie beinhaltet all die Trauer, die du in dir versteckst. Ähnlich wie die Wut sieht auch sie die Grausamkeit der Welt, nur, dass sie statt es herauszuschreien all ihre Hoffnung verliert. Sie sieht, wie kleine Kinder verhungern, in Kriegen der Erwachsenen und des Geldes abgeschlachtet werden und ihre ganze Zukunft verlieren. Sie sieht, wie der Wandel der Welt dazu führt, dass sämtliche zwischenmenschlichen Beziehungen durch Technik ausgewechselt werden, wie tagtäglich Menschen immer mehr vereinsamen und sich in die anonyme, digitale Welt flüchten. Sie sieht, wie sich Familien wegen nichts streiten, wie wundervolle Menschen aufgrund ihrer Andersartigkeit ausgestossen werden; wie viele Jugendliche an den Rollenbildern verzweifeln, die ihnen vorgegeben werden und die sie zu erfüllen nicht im Stande sind. Die Trauer sieht alles auf der Welt, dass genau gegensätzlich verläuft, als wie es eigentlich sein sollte. Aber wie auch bei der Wut sollte hier Mässigung angebracht sein. Denn weisst du was passiert, wenn sämtliche Kraft von der Trauer aufgebraucht ist?“ Alice schüttelte den Kopf. „Nun, sieh selbst“, sagte das Kaninchen mit einem eigenartig bedauernden Gesichtsausdruck. Alice sah wieder zu ihrem Spiegel-Ich. Eine Zeit lang schluchzte dieses nur, bis das Schluchzen einer unheimlichen Stille wich. Dann, auf einmal, zog ihr Spiegelbild einen Revolver aus dem Boden und setzte ihn sich an die Schläfe. Alice wollte „Stopp“ schreien, als ihr Ich den Blick hob, sie mit einem leeren Blick bedachte - und abdrückte. Alice schrie auf, stolperte rückwärts und sank schliesslich vollkommen aufgelöst auf den Boden, wo sie zu weinen anfang. Das Kaninchen tätschelte ihr beruhigend die Schulter. „Nun, kein schöner Anblick, sich selber so zu sehen“, meinte es trocken, „wenden wir uns doch erfreulicheren Dingen zu.“ „Erfreulicheren Dingen?!“ Alice schaute das Kaninchen verstört an. „Ich habe mir gerade selber beim Suizid zugesehen, und du meinst, man sollte sich einfach erfreulicheren Dingen zuwenden? Wie was zum Beispiel? Wie ich mir bei deinem nächsten kleinen Zauberstück das Herz aus der Brust reisse, weil ich solchen Liebeskummer habe? Zum Teufel, was ist dies für ein grausamer Ort? Was hat das alles für einen Zweck?“. „Alice, hör mir zu“, antwortete es beschwichtigend, „ich weiss, dies ist nicht leicht für dich. Aber ich werde dir alles erklären, versprochen. Lass mich dir nur noch zwei Sachen zeigen“, und wies mit diesen Worten auf den Spiegel links von ihr. Alice beäugte ihr Spiegel-Ich misstrauisch. Dieses hier schien einigermaßen in Ordnung zu sein, es machte einen recht zufriedenen Eindruck und grinste sie schon fast albern an. „Das ist Freude. Sie hat ihr Herz voller Liebe und Glück, weil sie sieht, wie schön das Leben sein kann, wenn du deine Bestimmung gefunden hast. Wenn du eine Arbeit hast, die dich erfüllt, wenn du deine Freizeit nach deinen Belieben gestalten kannst, wenn du Menschen hast, die dich kennen, verstehen, und immer für dich da sind. Und natürlich, wenn du Liebe gefunden hast, eine Familie gründen kannst, kurzum, wenn sich alles erfüllt, was du dir wünschst. Freude ist an und für sich das Beste, das dir passieren kann. Das Problem ist ein ganz anderes, das sich nun stellt. Ich bitte dich, auch noch dein viertes Fragment zu betrachten.“ Alice wandte abermals den Kopf und sah in die Augen ihres Spiegelbildes, dass seltsamerweise vibrieren zu schien. „Dies ist Leidenschaft. Sie steht für die unerschöpfliche Motivation, sich für eine Sache zu opfern, sich bedingungslos für etwas einzusetzen. Nehmen wir an, du bist extrem glücklich und zufrieden mit deinem Leben. Die Gefahr besteht nun darin, dass du dich wie ein Fisch in seichem Gewässer treiben lässt, mit anderen Worten, dass du deine Leidenschaft verlierst. Du wirst träge und lebst so vor dir her, und ehe du dich versiehst, ist dein wahres Glück zu einem falschen verkommen, einem Glück der Gewohnheit, von dem du dich nicht

mehr losreißen magst, weil es eben gerade so bequem ist. Und dies ist das Schlimmste, dass dir passieren kann: Alles nur noch so hinzunehmen, wie es ist, und sich dabei denken, dass es irgendwie in Ordnung ist. Verlierst du deine Leidenschaft, so verlierst du deine Freude, denn welchen Zweck haben Wünsche, wenn man sie nicht erfüllen will? Auf der anderen Seite kann dich die Leidenschaft verzehren, sie kann dich quälen, da du genau weisst, dass du ein bestimmtes Ziel nicht erreichen kannst, und es trotzdem nicht aufgibst. Dies wird ebenso dein Untergang sein, wie zu viel Wut, zu viel Hass und zu viel Trauer.“ Alice drehte der Kopf. Nach all diesen Bildern und schon beinahe philosophischen Vorträgen hatte sie die Nase gestrichen voll. „Und was genau hat das jetzt alles mit mir zu tun?“ fragte sie schon beinahe genervt. Sie wollte endlich wissen, warum sie hier war. Das Kaninchen wandte sich ab und begann, auf und ab zu hoppeln. „Begreifst du es denn nicht?“, fragte es beinahe schon aufgebracht. „All dies hier ist dazu da, dir zu zeigen, wie wichtig es ist, sein ganzes Wesen zu begreifen. Hast du je in die Welt hinaus gestarrt und dich gefragt, warum alle trotz ihrer Verschiedenheiten irgendwie gleich sind? Das, was ihnen passiert ist, nennt man Leben. Sie leben die Gewohnheit, darauf bedacht, den Vorstellungen der Gesellschaft gerecht zu werden, und vergessen dabei völlig ihre eigene Individualität, vergessen, über Dinge nachzudenken, die ihnen im Laufe der Zeit selbstverständlich geworden sind. Mag sein, dass du gerne glaubst, all dies hier sei nur ein Traum, denn es spielt gar keine Rolle, ob dies hier real ist oder nicht. Auch wenn ich nur eine Projektion deines Gehirns bin, eine Fantasie, so habe ich nur einen Zweck: Dir zu zeigen, was „leben“ heisst, was es bedeutet, ein Mensch zu sein, der das Geschenk „Leben“ angemessen entgegennimmt und es nutzt, und es nicht nur achtlos in eine Ecke wirft und es dort verkümmern lässt. Das Leben birgt so viele Geheimnisse, gute wie schlechte, und mein Ziel ist es, dir klarzumachen, dass du mit deinem Geist, deinem Verstand, deinen Facetten oder Fragmenten, nenn es wie du willst, in der Lage bist, diesen Geheimnissen auf den Grund zu gehen, und somit ein Leben führen zu können, von dem die meisten Menschen nicht einmal träumen können. Du bist in der Lage, Wissen zu erlangen, dass dir viele Frage, wenn auch nicht alle, beantwortet wird. Ich will dir hiermit auch aufzeigen, wie wichtig es ist, das richtige Mass, einen Mittelweg zu finden. Es gibt Fragen, auf die wir die Antwort niemals wissen werden, nicht wissen können und wahrscheinlich nicht einmal wissen sollten, genauso wie es immer ignorante Menschen geben wird, kapitalistische Schweine, die für ihr Geld buchstäblich über Leichen gehen und die Hunger und Armut als erträgliche Nebenprodukte ansehen für ihr bisschen Reichtum. All dies liegt leider in der Natur des Menschen, und dies wird auch nicht ein kleines Mädchen ändern können. Und trotzdem, so negativ dies jetzt auch klingen mag, vergiss dabei nie, dass es für alles Leid auch einen Gegenpart gibt, der das Leben lebenswert macht. Freude, musst du dir merken, so wie auch Begeisterung und Leidenschaft gleichen das Grausame aus. Hell und Dunkel, Licht und Schatten, Gutes und Böses. Verstehst du das?“ Erschöpft von seinem Monolog schaute das Kaninchen Alice fordernd an. „Ich denke ja“, antwortete Alice langsam. „Ich soll all meine Facetten akzeptieren und auch einsetzen, und zwar so, dass ich einen Mittelweg finde, um ein Leben zu führen, das gleichzeitig freudvoll und fordernd, also lebenswert ist. Wenn ich mich jedoch auf einen Aspekt versteife, kann ich daran kaputtgehen“, fasste sie zusammen. „Und“, fügte Alice grinsend hinzu, „ich weiss jetzt, dass ich komplett verrückt sein muss, da ich mir diesen völlig absurden Traum ausgedacht habe, in dem ich in einer Spiegelwelt bin und mir ein sprechendes Kaninchen den Sinn des Lebens erklärt.“ Das Kaninchen verdrehte nur die Augen: „Gut, ich sehe, du hast das Wesentliche begriffen. Nun versprich mir, dich daran zu erinnern und es in die Tat umzusetzen. Dies soll keine Aufgabe sein; mehr soll es den Wunsch in dir wecken, eigenständig ein Leben zu führen, in dem du niemals stillstehst und dich immer weiterentwickeln kannst. Du kannst ein Leben leben, in dem du dich selber erkennen kannst und auch zufrieden damit bist, was du im Spiegel vor dir siehst.“ Das Kaninchen lächelte. „Nun denn“, fügte es hinzu, „da alles geklärt ist, sollte ich dich hiervon erlösen. Glaub was du willst, aber ein Teil von dir wird immer wissen, dass dies hier nicht ein Traum war.“ Mit diesen Worten kam das Kaninchen auf Alice zu und legte ihr seine Pfote auf die Stirn. „Schlaf schön, liebe Alice“, flüsterte es, und augenblicklich wurde

es schwarz um Alice. Schweissgebadet wachte sie in ihrem Bett auf. „Was für ein komischer Traum“, wunderte sie sich, drehte sich auf die Seite, und schlief weiter. Sie bemerkte nicht, wie ein weisses Kaninchen noch eine Zeit lang vor ihrem Fenster stand, ihr beim Schlafen zusah und dann schliesslich davonjagte. Sie bemerkte nicht, dass das Kaninchen jedes Jahr an ihrem Geburtstag zurückkam, um zu sehen, wie es ihr ging. Alice entwickelte sich zu einer erfolgreichen, selbstbewussten Frau, die sich auch nicht davon scheute, ab und zu dort gegen den Strom zu schwimmen, wo es nötig war. Sie selber wurde jedoch nie das Gefühl los, dass diese Erfahrung gänzlich ausgedacht gewesen war. Immer, wenn sich dieser Gedanke in ihren Kopf schlich, schüttelte sie ihn sofort wieder ab. So etwas gab es schlichtweg nicht, weder Spiegelräume in Erdlöchern noch sprechende Kaninchen mit Taschenuhren. Es war am Ende eben doch nur ein Traum gewesen. Hätte sie aber in jener Nacht auf den Fenstersims geschaut, wäre ihr der leere Krug auf dem Fenstersims bestimmt aufgefallen.

### 3. Preis

#### Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

## Tim Krappel, 5A

### Game Over

Der Titel „Game Over“ weckt Erinnerungen an das eigene Scheitern in der Welt der Computerspiele. Tim Krappel entführt die Leser durch die Schilderungen seines männlichen Ich-Erzählers in eine ähnliche Parallelrealität. Mittels des Stilmittels der Zuspitzung erschafft Tim eine Hauptfigur, welche mit den Charakteren in den Filmen Monty Pythons viel gemein hat. Ähnlich absurd mutet seine Sichtweise auf seine Umgebung an. Basierend auf einer selektiven Wahrnehmung, erschafft der Protagonist eine Realität, welche für ihn genauso wie für die Leser befremdlich wirkt. Verlassen und missverstanden sucht er nach Ablenkung, aber auch Sinn, ausserhalb seiner Komfortzone. Die mit dieser Suche einhergehenden Gefühle wie Wut, Verzweiflung, Überforderung spiegeln sich im Idiolekt des Erzählers, ohne dass dabei dessen zeitweise selbstironische Note verloren geht. Selbst die Anerkennung seines Scheiterns wirkt für einen kurzen Moment komisch, bis man sich der tieferliegenden philosophischen Probleme gewahr wird: Ist meine Umgebung wirklich so, wie ich sie wahrnehme; basieren meine Entscheidungen nicht auch genau auf Eindrücken, welche ich wahrgenommen habe; bin ich auch inkonsequent in meinem Handeln; und spüle ich diese unangenehmen Gedanken nicht ähnlich bereitwillig „in den Abfluss des Vergessens“? „Game Over“, das Spiel ist aus; die Episode aus dem Leben eines Mannes endet, doch hallt der Text aufgrund der in seiner provokativen Schreibweise versteckten Tiefgründigkeit lange nach.

Philip Eyer

## Game Over

Ich sass wieder einmal auf meinem Lieblingssessel. Ich hatte es mir bequem gemacht, mit ein paar Chips, einigen Litern Cola und mehr Popcorn, als man es im Kino bekommen könnte. Genüsslich sah ich also eine Serie, in der am Anfang alles voll spannend ist und spätestens ab der zweiten Staffel niemand mehr weiss, worum es genau geht. Zusammengefasst: ein guter Grund, drei Stunden bewegungslos die letzte Elastizität aus meinem Sessel zu pressen. Während ich nun versuchte, wirklich rein gar nichts zu machen, ausser mir alle fünf Sekunden hektisch Chips und Popcorn in den Mund zu werfen und die Reste mit Cola wegzuspülen, bemerkte ich meine Freundin, wie sie gerade missmutig den Abwasch machte. Ich überlegte kurz und sah ein, dass die momentane Situation mir Unbehagen bereitete. „Hmmm“, dachte ich, „Essen und Trinken ist genug da, den Rest erledigt sie, also, was könnte mich bei meinem Glück stören ...?“ Dann fiel es mir schlagartig auf. „Schahatz!“, schrie ich also schmatzend durch die schalldämpfende Chips-Mauer in meinem Mund. „Ja?“, antwortete sie hoffnungsvoll. Schön, wenn man so hilfsbereit ist. „Die Erdnüsse fehlen, weisst du?“ Ihr Gesichtsausdruck verdunkelte sich schlagartig, was mich durchaus verwunderte. Ob sie wohl enttäuscht war, dass ich nicht als Erstes nach den Plätzchen ihrer Mutter verlangte? „Ach, und die Plätzchen deiner Mutter kannst du auch bringen!“ Vollkommen zufrieden und mit der Überzeugung, mich auch heute wieder zu einer guten Tat durchgerungen zu haben, wandte ich mich wieder dem Fernseher zu.

Als sie mir das Bestellte auf dem Boden servierte, blieb sie einige Zeit lang stehen. Nur widerwillig verschob ich meinen Kopf nach rechts und nuschte: „Wenn du auch etwas von den Plätzchen willst, greif zu!“ „Nein, danke“, erwiderte sie mit der Lebenslust eines Leguans im Winter, was mich dann doch dazu brachte, die Serie unbeobachtet weiterlaufen zu lassen. „Hast du etwas?“ „Oh, nein, nein, ich bin nur so zufrieden mit unserer gelungenen Arbeitsteilung hier im Haushalt, ich muss diesen Moment des Glücks noch ein wenig auskosten.“ „Kein Problem, mache ich doch gerne.“ Darauf aber schrie sie, und ich weigere mich demonstrativ so unsinnige Argumente, die alle Gesetze der Logik missachten, hier preiszugeben. Nur eine kleine Kostprobe: „Du sitzt hier nur faul rum und machst nichts, ich muss den ganzen Haushalt erledigen, bin ich vielleicht deine Sklavin?!“ Sachlich und wohlgedacht, daran denkend, das Ganze nicht unnötig in die Länge zu ziehen, antwortete ich: „Wir haben es doch perfekt aufgeteilt: Du machst das Essen, ich genieße es. Ich kann nicht verstehen, warum du jetzt unseren glücklichen Zustand anzweifelst.“

Zehn Sekunden, zwei Ohrfeigen und dem grossen Alphabet der Schimpfwörter später, war ich allein. „Egal“, dachte ich, „wer mich nicht will, der ...“ und da fiel mir nichts mehr ein, weil, wer könnte schon so von minderer Intelligenz sein, mich nicht zu wollen? Genervt und gelangweilt sah ich aus dem vernebelten Fenster. „Hätte sie auch besser putzen können.“- „Gut, dass sie weg ist.“ Sekunde um Sekunde schaute ich den eintönig grauen Passanten zu, wie sie sich durch die regnerischen Gassen zwängten. In mir keimte der Gedanke, meinen vollkommenen Geist zu lüften. Lange kämpfte dieser Entscheid in mir, doch glücklicherweise gelang meinem pompös grossen, faulen Ego, diese jämmerlichen Aushilfsputzschisten niederzuwalzen. Ich schlief ein.

Plötzlich schreckte ich auf. Instinktiv griff ich neben meinen Sessel, um mir etwas Essbares zu angeln, doch ich langte ins Leere. „Mist, stimmt, sie ist ja weg“. Also zwang ich mich doch, etwas Stickoxide inhalieren zu stolpern. Auf meinem Weg stand stramm ein Kiosk. Überfliegend presste ich mir einige Informationen dieser Tintentangotänzer ins Hirn. „Wenn du heute Glück hast, findest du eine Frau, die

dich nicht gleich bei kleinsten Schwierigkeiten verlässt, musst dein Geld „nur“ dem Staat geben und stirbst an einem Karzinom, aber nicht an der Krankheit, sondern weil der Organklempner wieder einmal Erfahrungswerte einer Eintagsfliege hatte!“, stiess ich empört hervor. Daraufhin näherte sich mir schleichend, leicht schlurfend, ein schäbiger Passant. Seine Kleidung war dreckig, aber sein Atem schlug das um Längen. „Sind Sie auch müde von der mechanisierten Gesellschaft und wissen nicht, was anfangen mit Ihren intelligent heilsbringenden Ausrufen?“- „Hä?“- „Dann folgen Sie mir, Kamerad!“ Wir betraten einen düster riechenden Raum. An den Wänden hingen alte vergilbte Poster, sie waren planlos beschriftet, aber es war unmöglich, die verschmierten Formulierungen zu entziffern.

„Make America awesome again!“, schallte es hinter einer zerkratzten Holztür hervor. Sie schwang knarrend auf. Dahinter befand sich ein heruntergekommener grosser Saal, mehrere der vergilbten verschmutzten Plakate hingen an den gelb angelaufenen Wänden. Es waren mehrere Stuhlreihen aufgestellt, allesamt zu klapprig, dass ich ihnen meine schweren Knochen zumuten könnte. Obwohl nur die erste Reihe lose besetzt war mit Leuten, die entweder halb einschiefen, ganz schliefen oder so aussahen, als wären sie wegen ausserordentlicher Leistungen schon nach dem Kindergarten in die Freiheit entlassen worden, schrie ein Mann am Podium mit seiner schrillen, eselsgleichen Stimme, er sei froh, dass auch heute wieder alle Reihen mit stolzen patriotischen Bürgern gefüllt seien, was den noch wachen Zuschauern ein lahmes Johlen abverlangte.

„Liebe Mitbürger, ich sehe, dass Sie Ihr Elend plagt, von dem Sie annehmen, dass es Ihre Schuld sei, weil Ihnen dies von den gierigen Medien und dem Establishment-Monster in Washington so eingetrichtert wurde! Ich sage, das stimmt nicht! Die hinterhältigen Migranten, die über die Grenze kommen, nehmen Ihnen die Jobs weg, vergewaltigen Ihre Frauen, die wegen neuer Ideen voller Lügen wie „Feminismus“ und „gleicher Rechte für alle“ Sie verlassen. Und über all dem stehen unsere gerissenen Feinde, die diese stetige Entwicklung veranlassen. Wehrt Euch! Zu den Waffen!“

„Ein charismatischer Mann“, sinnierte ich schweigend. Aus den hintersten Zipfeln meines Denkkapparats schrie dumpf die Abteilung „Geschichte“ im Ordner „Vergessen durch Alkohol“. Sie reagierte auf die Vision, die sich beim Anblick dieses Mannes bildete: Ein Land, das die Volksfeinde systematisch vertrieb, und wenn das nicht half, ausrottete. Neuer Lebensraum sollte und musste geschaffen werden durch rechtmässige Aneignung unter Anwendung von blutigen Kämpfen, um den Volkskörper zu stärken. An Etwas erinnerte mich das, mein absterbendes Wissen stöhnte Unverständliches unter Qual. Verzweifelt versuchte ich durch Herumbohren in meinen Ohren, weil die dem Gehirn sehr nahe sind, meine Gedankenweige zu Wachstum anzuregen. Dadurch erweckte ich zwar nicht meine verlassenen Wissenspeicherplätze, erinnerte mich aber an meinen bestialischen Hunger. Deshalb fragte ich halblaut: „Gibt es nach Ihrer Vision auch gratis Essen für alle?“ Dem entgegnete der Kampfredner abrupt mit einem wirklich dämlich grinsenden Gesicht, was mich zweifach erstaunte, da er nämlich schon so sehr dämlich aussah, und die wirklich dümmlichste Fratze verzog, die ich je sah, und ich sehe schon ziemlich oft in den Spiegel. Flüstern kam auf unter den „zahllosen Patrioten“, Ellbogen wurden gestossen, um andere brutal zu wecken, Ohren wurden bearbeitet, offensichtlich zur Denksteigerung, was alle scheinbar stark nötig hatten. Da tauchte dieses Wort aus der Versenkung. Erst leise, dann ein bisschen lauter. Schliesslich konnte man es gut verstehen, wobei „gut“ bei diesen Sprachkünsten eher apokalyptisch bedeutete. „Kommunist“ war es, sie sprachen es eher wie „Gommönischt“ in einer Art, wie Gollum es zu seinen besten Zeiten nicht dunkler oder abgründiger hätte sagen können. Die Stimmung schwankte, stolperte, stiess gegen mich. Präventive Flucht schien angebracht.

Zum Glück schaffte ich es keuchend und ächzend auf die Strasse, wo ein rettender Polizist stand. Hätten sie mich erwischt, wahrscheinlich hätten sie mich schwarz angemalt, abgestochen und in einer Gasse abgeladen, wobei sie das einem Mexikaner untergeschoben hätten. Als Belohnung, dass ein Mexikaner augenscheinlich auch zu etwas sehr Gutem fähig sein kann, hätten sie die Diskriminierung von ihnen festlich ausgesetzt – für mehrere, unendlich lange, nie endende, Freiheit verlockende Sekunden.

Da stand ich also, Verzweiflung in der einen, Revolutionsgedanken in der anderen Hand. „Was soll aus dieser hinterhältigen, armseligen, unbarmherzigen Welt werden?“ Die einen beschäftigen sich mit unwichtig winzigen Problemen, die für sie die Welt des Sinns wahrhaft ausfüllen, und sind glücklich, wenn McDonalds wieder einmal eine berauschend eintönige „Burger-fressen-bis-du-platzt-aber-denk-bitte-nicht-an-die-Arbeitsbedingungen-unserer-halbgegarten-Sklaven-und-auch-nicht-an-das-Tierwohl-sonst-ist-dir-nicht-mehr-wohl-und-das-will-ja-keiner“-Party feiert. Andere beschäftigen sich mit Problemen, die sie mit der kugeligen Kleinheit ihrer Kapazität begreifen versuchen, indem sie alles in die ewigen Jagdgründe der Denkwinde verbannen, was sie nicht verstehen oder ihre Theorien widerlegt, die hauptsächlich aus weisen Phrasen wie: „Wir sind die Besten“, „Alle anderen können nichts“ und „Mein Blut macht mich besser“ bestehen. Was soll man da nur tun?

Nach mir ewig scheinender Zeit des Gehirnsports schlenderte ich ein wenig torkelnd nach Hause, gönnte mir etwas Pause, etwas mehr Waschgang für die Synapsen à la Scheibe und etwas zu viel Bauch- und Bewusstseinsweiterer, bis ich endlich diese unseligen Gedanken den Abfluss des Vergessens heruntergespült hatte.